

Das Argument

24

5. Jahrgang 1963

Sexualität und Herrschaft (III)

Margherita von Brentano: Das verratene Land und der Landesverrat (Editorial)	1
Emanzipation der Frau (III)	
Reinold E. Thiel: Zum Frauenbild des Films	5
Heiko Dohle: Ein Beispiel aus der Rechtsprechung	10
Zur Lage der Dozentinnen an der deutschen Universität	12
Manfred Paul Buddeberg: Idiosynkratische Motive bei Pater Leppich	16
Florence Hervé Murray: Die Frauen im deutschen Faschismus	19
Günther Anders: Kultur und Umweg. Gegen eine amerikanische Variat von Psychoanalyse	23
Tendenzen im spanischen Faschismus	
Martin Raisch: Zur wirtschaftlichen Entwicklung in Spanien	31
Erich Gerlach: Die spanische Gewerkschaftsbewegung und die Streiks im Frühjahr 1962	39
Vincente Rodriguez: Zur Entwicklung der antifaschistischen Opposition	44
Heinz Ungureit: Buñuel und die Folgen. Zur Situation des Films in Franco-Spanien	49
Lothar Knapp: Aus der spanischen Literatur der Gegenwart.	
Juan Antonio Payno und Alfonso Paso	54
Kurzrezensionen	60

Margherita von Brentano

Das verratene Land und der Landesverrat

Es ist einiges geschehen in diesen letzten Wochen. Rekapitulieren wir:

Da hat die Bundesanwaltschaft, unter dem Schutz der Kuba-Krise, mit kräftiger Amtshilfe des Verteidigungsministers versehen, im Großeinsatz das durchgeführt, was die WELT „die bisher einschneidendste Aktion der Nachkriegszeit gegen ein Presseorgan“ nannte.

Die Beschuldigung lautet auf das schlimmste Verbrechen, das es hierzulande gibt: Landesverrat. Der Deutsche hört es und erleicht. Landesverrat rangiert noch vor Gottes- und Regierungslästerung, Unterwanderung, Zersetzung, vielmehr schließt er all dies ein, dazu Dolchstoß und Weltverschwörung. Was beim Wort Landesverrat in Deutschland alles mittönt und mittönen soll, wissen diejenigen, die damit operieren, nur allzugut.

Und täuschen wir uns nicht, es wirkt. Da hilft auch die neodemokratische Welle nicht. Ein Student erzählte mir: seine Wirtin, biedere FDP-Wählerin kommentierte das Augstein-Bild in der Spiegel-Nr. 45: „SO jüdisch sieht er ja gar nicht aus!“.

Doch es ist ja noch mehr geschehen. Die Aktion klappte nicht ganz so reibungslos, wie geplant. Hinderlich war der schnelle und gute Ausgang der Kuba-Krise, hinderlich war, daß Straußens Amtshilfe allzu tolpatschig und „etwas außerhalb der Legalität“ geleistet wurde. Und nun geschah ein Wunder. Die deutschen Demokraten erwachten. Es entstand eine öffentliche Meinung, sie protestierte, sie zwang die zunächst zögernde Presse in den Protest, sie zwang die dessen schon gänzlich entwöhnte Opposition, zu opponieren. Kommentar des GUARDIAN: „Für jeden, der die deutsche Geschichte kennt, ist die bemerkenswerteste Seite der Aktion gegen den SPIEGEL nicht, daß sie stattfand, sondern daß sie eine harte Opposition in Deutschland auslöste.“

Nicht genug damit, es geschah ein noch größeres Wunder: Die Opposition hatte Erfolg. Ein Minister der Bundesregierung mußte gehen. Er ging nicht ohne großen Zapfenstreich, — aber er ging.

Ein kleines Wunder geschah am Rande. Die Presse des westlichen Auslands lobte das demokratische Volk und tadelte die undemokratische Regierung der Bundesrepublik. 14 Jahre lang hatte man es andersherum gehört.

Soweit die Rekapitulation. Können wir nun also aufatmen, fröhlich das Fest der Versöhnung feiern und uns ein demokratischeres 1963 erwarten? Ich zweifle. Ich fürchte, die wahre Affäre steht noch bevor. Und mir war bei der Lektüre der zahlreichen Erklärungen recht zwiespältig zumute. Denn die Mehrzahl der frischerwachten Demokraten beginnen ihre von tiefer, wenn auch später Sorge diktierten Texte mit zwei Vorbehalten, die mir zu denken geben.

1. Sie sind keine Freunde des SPIEGEL, lesen ihn weder noch schätzen sie ihn. Nach ihnen geht es in dieser Affäre nicht um den SPIEGEL, sondern um die Presse- und Meinungsfreiheit.

Wirklich? Ich zweifle. Ich glaube da lieber der CDU, die uns durch Herrn Dufhues gleich erklären ließ, die deutsche Presse könne ruhig sein, es gehe nur um den SPIEGEL.

Denn wen stört schon die Pressefreiheit — und wem hilft sie —, solange man sich darauf verlassen kann, daß sie nicht in Anspruch genommen wird, es sei denn zum Lobe der Regierung. Ein Land, in dem die FAZ oder die WELT Prototypen der großen Zeitungen darstellen, bedarf keiner Einschränkung der Pressefreiheit. Die Vorzensur in den Köpfen und der Konsens in den Redaktionsstuben funktionieren ganz von alleine. Gewiß, es gibt da so einige kleinere Blätter und Blättchen, von Intellektuellen und sonstigen „Narren der Nation“ gemacht. Doch gegen die gibt es probatere Mittel als eine Einschränkung der Pressefreiheit. Man nennt sie „Kommunisten“ und verläßt sich darauf, daß sich der Fall von selbst erledigt. Bloß eben: bisher gibt es da noch den SPIEGEL. Den konnte man nicht kommunistisch nennen. War er doch so konformistisch, wie Spiegel das per definitionem sind.

In der Tat, diese Zeitschrift ist nichts als ein Spiegel, das ist ihre Schwäche und das macht sie gefährlich. Es gibt Situationen, in denen das In-den-Spiegel-blicken stört.

Gegenüber einer Zeitung, die bloß abspiegelt, erscheinen allzuleicht die meisten anderen Zeitungen hierzulande wie Wahlplakate für die jeweilige Regierungspolitik.

Es ist kein Zufall, daß diese Zeitschrift von den „jungen Leuten von 1945“ gemacht wird. Auf dem Hintergrund der starr festhaltenden Prinzipien jenes Neubeginns, insistierend darauf, daß Demokratie und Liberalität, weil damals deklariert, auch schon bestünden, spiegelt sie die wirkliche Entwicklung, die solchen Glauben Lügen straft. Verzweifelt sucht die Zeitschrift sich selbst und ihren Lesern einzureden, daß die Mißstände, die sie spiegelt, nur einzelne Schwächen und Schwächen von einzelnen, nur Korruption, nur privates Versagen seien — so wurde sie zum Skandalblatt erklärt. Verzweifelt suchte sie daran festzuhalten, daß Geist und Gesetz, nach denen diese Bundesre-

publik angetreten, noch Geltung und Wirklichkeit haben, daß jene, die dagegen verstoßen, Außenseiter sind — und sieht sich nun des Landesverrats angeklagt.

2. Der zweite Vorbehalt der Neodemokraten: Sie sind gegen den Landesverrat, „wo er vorliegt“; allenfalls wagen sie, zu zweifeln, ob er hier vorliegt. Nicht das Verfahren selber, sondern die politischen, administrativen und polizeilichen Begleitumstände erscheinen ihnen skandalös. Wirklich? Sind die Randerscheinungen, oder ist nicht vielmehr der Kern der Sache das Skandalon? Wiederum folge ich da lieber der CDU, die uns, diesmal aus höchstem Munde, ermahnte, doch die Rangordnung der Ereignisse zu beachten.

Daß man in der Bundesrepublik gegen eine Zeitung vorgehen kann wie gegen eine Mörderbande — nein, härter und effektiver als gegen Mörderbanden, die bei uns, wenn sie nur in genügend großem Stil gemordet haben, ihre Verfahren auf freiem Fuße durchstehen in der schönen Sicherheit, freigesprochen zu werden; aufgrund eines Artikels, der ungestraft in jeder amerikanischen, englischen, französischen Zeitung stehen könnte; — daß dies legal möglich ist (was von keiner Seite bisher entschieden bestritten wurde) — das scheint mir der Kern der Sache. Und wenn dies geschieht, legal geschieht, dann wundere ich mich weder noch „rege ich mich darüber auf“, daß dabei auch einiges „etwas außerhalb der Legalität“ geschehen ist.

Landesverrat soll also hier getrieben worden sein. — Daß keine militärischen Geheimnisse im technischen Sinne verraten wurden, versichern die Experten der gesamten westlichen Welt. Lassen wir also diesen Unsinn, (wissend, daß unsinnige Begründungen Verurteilung nicht ausschließen) und fragen wir uns:

Was wurde hier verraten, und wem?

Verraten worden ist, daß das kleine Westdeutschland im Falle des großen Krieges zur Wüste werden wird; und zwar so schnell, daß wir nicht dazu kommen werden, zur Akkentasche als Kopfschutz zu greifen oder die Eichhörnchen-Vorräte anzubrechen.

Wem ist dies verraten worden?

Allenfalls denjenigen unter den Bundesbürgern, die immer noch glaubten, uns fehlten nur noch ein paar taktische Atomwaffen, um endgültig stärker zu sein als die Russen (und, ohnehin, als die Amerikaner, die ja ohne uns längst eine Beute des Kommunismus wären).

Außer dieser Tatsache, die den Prototyp eines „offenen Geheimnisses“ darstellt, eines Wissens nämlich, das jeder hat und jeder verdrängt, ist noch ein politisches Detail verraten worden, für die, die's noch nicht wußten: daß nämlich die Atomwaffen-Habsucht der Bundesrepublik nicht mit einem Wunsch der NATO begründet werden kann, sondern deren Konzept zuwiderläuft.

Beidemale also handelt es sich nicht um „Tatsachen . . .“, deren Geheimhaltung vor einer fremden Regierung für das

Wohl der Bundesrepublik ... erforderlich ist“ (was, laut Landesverratsparagraph, Staatsgeheimnisse wären), sondern um solche, deren Geheimhaltung vor der Bevölkerung der Bundesrepublik für das Wohl der derzeitigen Regierung nützlich ist.

In diesem Sinne, so scheint mir, versteht man hierzulande den „Landesverrat“. Landesverräter ist demzufolge, wer dem Lande und dem Volke sagt, was in diesem Lande und Volke schon lange verraten worden ist.

Verraten und längst unterhöhlt ist das Grundgesetz dieser Bundesrepublik, eine gute, hoffnunggebende und chancenreiche Verfassung. Denn die Bundesrepublik erhielt bei ihrer Gründung durch ihre Verfassung den Auftrag, sich im Innern zur sozialen Demokratie zu entwickeln, nach außen Frieden und Gewaltverzicht zu wahren. Sie war als Provisorium gegründet mit dem Auftrag, Platzhalter zu sein für ein wiedervereinigtes Deutschland. Dies ist Geist, Sinn und Wortlaut der Verfassung. — Die schrittweise Umwandlung dieses Gebildes in einen nach innen obrigkeitlich-autoritären, nach außen waffenraselnden Nationalstaat, der, da er allzu offenkundig nicht die Nation umfaßt, zum Kriterium der echten Nationalgesinnung den verordneten Antikommunismus macht, der sein erklärtes Ziel, die Wiedervereinigung, eher verhindert als erstrebt hat, diese Umwandlung ist gegen die Verfassung erfolgt.

Verraten und fehlgeleitet worden ist der gute Wille und die Arbeit jener nicht wenigen Deutschen, die aus der Vergangenheit gelernt hatten, die Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft in diesem Lande verwirklichen wollten. Verraten von jenen Interessengruppen, die Hitlers Machtergreifung geduldet hatten und ihn allenfalls dann zu verabscheuen begannen, als er sie diese Macht spüren ließ. Verraten aber auch von den damaligen Siegern, die allzubald auf die alten Kräfte als die bequemeren Handlanger ihrer — vermeintlichen — Interessen zurückgriffen. Heute sehen sie die Folgen.

Verraten ist das Recht in einem Lande, in dem Justiz und Polizeigewalt bis heute von Menschen ausgeübt werden, die an den übelsten Verbrechen bisheriger Geschichte verantwortlich beteiligt waren.

Verraten ist der Sinn demokratischer Institutionen von einer Opposition, die, auf den leisesten Wink der Regierungspartei hin bereit ist, die bisherige Außen-, Innen-, Wehr-, Wirtschafts- und Sozialpolitik zu übernehmen, wenn sie nur auf die Regierungsbank darf.

Verraten ist der Friede, der Lebenswille und die Zukunft eines Volkes, dessen beide Halbstaaen von je einem der Sieger über Hitler gegen den je anderen, strategisch als Degenspitze präpariert, psychologisch zum kläffenden Hündchen degradiert, eingesetzt wurden — und dies willig mitgemacht haben.

Kein Wunder, daß sein Spiegelbild diesem Lande nichts anderes verraten kann, als daß es verraten worden ist.

Emanzipation der Frau (III)

Reinold E. Thiel

Zum Frauenbild des Films

Nicht mehr in erster Linie die Frage nach den juristischen Voraussetzungen muß heute im Mittelpunkt einer Diskussion über die Frauenemanzipation stehen, sondern vielmehr die nach der Mentalität der Betroffenen. Wenn wir von der von Kracauer geäußerten Vermutung ausgehen, Filme seien „ein Spiegelbild nicht so sehr von formulierten Überzeugungen als von psychologischen Dispositionen — jenen Tiefenschichten kollektiver Mentalität, die mehr oder weniger unterhalb der Bewußtseinsschwelle liegen“¹, einer Vermutung, die durch den Angebot-und-Nachfrage-Mechanismus der Filmwirtschaft gestützt wird, so müßte eine Analyse von Filminhalten dazu beitragen, über die Mentalität des Publikums Aufschlüsse zu gewinnen. Dabei kann allerdings nur der Versuch unternommen werden, von einzelnen Filmen ausgehend zu extrapolierenden Vermutungen zu kommen — die Untersuchung eines repräsentativen Querschnitts übersteigt die Möglichkeiten eines einzelnen Verfassers.

Eine der ältesten Handlungskonstellationen des Films ist die, daß ein Mädchen aus kleinen Verhältnissen von einem Mann aus großen Verhältnissen geheiratet wird. Dabei waren die großen Verhältnisse zunächst hauptsächlich durch materiellen Wohlstand charakterisiert. Das Musterbeispiel ist der amerikanische Film „Mr. Deeds geht in die Stadt“², der der sozialoptimistischen Roosevelt-Ära entstammt, einer Zeit, die schrankenlose Hoffnungen in den guten Willen der Menschen setzte. Deeds ist ein junger Millionenerbe, der eine schlechtbezahlte Journalistin heiratet, die ihm geholfen hat, sich gegen Angriffe übelgesinnter Verwandter zu verteidigen. Das ist bei oberflächlicher Betrachtung der gleiche Topos wie in vielen Volksmärchen, die ja eine ähnlich wunscherfüllende Funktion hatten wie heute das Kino. Aber die Unterschiede sind leicht auffindbar: Aschenputtel und Schneewittchen entstammten selbst vornehmen Familien, hatten also durch ihre Geburt ein Recht darauf, von Prinzen geheiratet zu werden, ein Recht, das ihnen nur Bosheit verweigerte. Das Traumprinzmotiv im Märchen

1 Siegfried Kracauer: From Caligari to Hitler. Princeton 1947, S. 6.

2 Mr. Deeds goes to town. Regie: Frank Capra, USA 1936. Darsteller: Gary Cooper, Jean Arthur.

hat daher durchaus aristokratische Züge, es diene der Verteidigung des gesellschaftlichen status quo. Im Film dagegen erscheint es zunächst demokratisiert: Nicht das arme Mädchen muß seine würdige Herkunft, sondern der Millionär seine Qualitäten als Mensch wie du und ich erweisen. Das wird noch deutlicher in einem Film wie „Machen wir's in Liebe“³, in welchem sich der Millionär gezwungen sieht, seinen Reichtum zu verleugnen, um das arme Mädchen zu erringen.

Indessen ist der demokratische Anschein dieser Handlungskonstellation nur oberflächlich, die Filme beschränken sich auf die Einräumung des Konnubiums zwischen den Klassen. Von einer wirklichen Gleichberechtigung der Frau ist trotz ihres selbständigen Auftretens nicht die Rede, ausgeweitet ist lediglich der soziale Bereich, innerhalb dessen sie ihre Rechte an den Mann abtreten darf.

In neueren Filmen spielt das Motiv des Reichtums nicht mehr die beherrschende Rolle. „Die wohlhabenden Männer verbinden sich (...) nur zu 4,7 Prozent mit einer ärmlichen Frau, (aber) zu 34,1 Prozent mit einer Frau aus normalen auskömmlichen Verhältnissen“, schreibt Martha Cehak⁴. Diese Statistik könnte den Eindruck erwecken, das Handlungsmotiv sei im Begriff auszusterben; tatsächlich hat es sich nur verwandelt, und die Bedeutung der neuen Konstellation wurde von Cehak nicht erkannt. Das Mädchen in den heutigen Filmen hat sein materielles Auskommen, aber es lebt ein glanzloses Leben; der Mann, der sie daraus erlöst, ist ein Star, ein Held der Öffentlichkeit, ein Sportler, ein Schauspieler. Dem liegt die differenzierende Vorstellung zugrunde, daß Reichtum weniger sei als Ruhm, weil er von jenem ohnehin eingeschlossen werde. Das Beispiel des deutschen Films „Ein Engel auf Erden“⁵, in welchem eine Stewardess einen berühmten Rennfahrer heiratet, würde von Cehak zweifellos nicht beachtet werden, da eine Stewardess ja nicht schlecht verdient; aber ebenso zweifellos wird dem Publikum die Tatsache, daß die Filmheldin mit ihrer Heirat in die Sphäre eines Lebens in der Öffentlichkeit aufsteigt, erstrebenswerter erscheinen als die Gewinnung bloßen Wohlstands; eine Beobachtung, die übrigens in „Citizen Kane“⁶ reflektiert wird in der Gestalt der Suzan, der Kanes einsamer Reichtum zuwider ist und die sich ein glanzvolles Leben in New York wünscht.

Auch das Modell, anhand dessen der Film „Ein Engel auf Erden“ konstruiert wurde, läßt sich nicht verallgemeinern. Möglich ist schließlich auch die Verbindung mit einem glanz-

3 Let's make love. Regie: George Cukor, USA 1960. Darsteller: Marilyn Monroe, Yves Montand.

4 Martha Cehak: Das Bild der Familie im deutschen Film. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, H. 2/3, 1958, S. 45.

5 Ein Engel auf Erden. Regie: Geza von Radvanyi, BRD 1959. Darsteller: Romy Schneider, Henri Vidal.

6 Citizen Kane. Regie: Orson Welles, USA 1941. Darsteller: Orson Welles, Dorothy Comingore.

losen Partner, wenn er nur materielle Sicherheit bietet, wie in dem deutschen Film „Ihr schönster Tag“⁷. Dieses letzte Beispiel wird dadurch besonders interessant, daß es zunächst dem Mythos entgegentreten scheint. Das Mädchen Helene ist einem Hochstapler zum Opfer gefallen, der sich als Millionär ausgegeben hat, und sie heiratet am Ende den Jugendfreund, der immer noch auf sie wartet. Die Gemeinsamkeit mit den anderen Filmen liegt darin, daß in allen Fällen das selbständige und selbstverantwortliche Leben, das die Frauen eine Zeitlang führen, aufgegeben wird zugunsten der Ehe. Helene ist Verkäuferin, aber nicht zu reüssieren und etwa Abteilungsleiterin zu werden ist ihr Ziel, sondern sobald wie möglich den Beruf wieder aufzugeben und sich ganz ihrer Familie zu widmen. Die Stewardesse, die Tänzerin, die Journalistin, sie alle benutzen ihre Selbständigkeit im Beruf nicht dazu, beruflich Erfolg zu haben, sondern unter die Haube zu kommen; und selbst wenn sie sich zunächst dagegen sträuben, wie die Tänzerin Ramona, so wird dieses Ziel doch dem Publikum als erstrebenswert suggeriert. In „Machen wir's in Liebe“ gibt es ganz am Schluß eine aufschlußreiche Szene: Ramona hat neben ihrer Tätigkeit als Revuegirl eine Fortbildungsschule besucht. Und nun, nachdem sie beschlossen hat, den Milliardär zu heiraten, fragt sie sich zweifelnd: „Ob ich mein Abitur doch noch machen sollte?“ Ramona ist ein Mensch, der den Wunsch hat, es durch eigene Leistung zu etwas zu bringen. Aber als ihr die bequemere Möglichkeit der Heirat geboten wird, akzeptiert sie nach kurzem Widerstand und verzichtet auf den mühevolleren Weg, den das Abitur bedeuten würde.

Wilfried Berghahn hat vor einiger Zeit in anderem Zusammenhang die Frage gestellt, warum im Film nicht gearbeitet werde: „Der Film ist (...) die Erzählgattung, in deren Mittelpunkt das Dasein ohne Arbeit steht. Wer dabei freilich nur an die Unterhaltungsfilm denkt, in denen Arbeit als Tätigkeit von Dienstboten, Chauffeuren und Barmixern in Erscheinung tritt, während die Helden ihrer Passion leben, verkennt das Problem. Auch die Meisterwerke der Filmkunst treffen ihre Hauptpersonen in einem Augenblick an, in dem die Arbeit sie entlassen hat (...). Im dramaturgischen Fundament jedes dieser Werke steckt die Überzeugung (...), daß der Mensch nur dort bei sich selbst ist, wo er aus der Kontur seines Alltagsbildes heraustreten kann (...). Den bunten Tagträumen (...) haben sie nur das eine voraus, daß sie sich der Diskrepanz von Arbeit und Freiheit bewußt sind (...). Das ist die Gretchenfrage an jeden Film: reproduziert er oder reflektiert er die Entfremdung?“⁸. Der Mensch, der seiner Arbeitssphäre überdrüssig geworden ist, geht ins Kino, um dort eine freundli-

7 Ihr schönster Tag. Regie: Paul Verhoeven, BRD 1962. Darsteller: Sonja Ziemann, Gerd Günter Hoffmann.

8 Wilfried Berghahn: Der Realismus der Traumfabrik. In: Filmkritik, H. 9, 1961, S. 419—420.

chere Welt zu finden. Damit bietet sich freilich eine Erklärung dafür an, warum Helene nicht Abteilungsleiterin wird, Ramona ihr Abitur nicht macht, die Journalistin Babe es nicht zur Chefredakteurin bringt. Allerdings wäre die Erklärung noch einleuchtender, wenn die Mädchen in der Fabrik, am Fließband, arbeiten würden. Dort ist doch die Entfremdung am größten. Tatsächlich gibt es nur verschwindend wenige Filme, deren Milieu das der Fabrikarbeit ist. Die Berufe, die im Film vorkommen, ermöglichen allermeist eine relativ selbständige Tätigkeit: Chefsekretärinnen, Journalisten, Rechtsanwälte, Ärzte, Künstler, Bankiers, Unternehmer bevölkern unsere Filme. Schon hierin liegt das erste Illusionsangebot für den Konsumenten: Er kann sich mit Personen identifizieren, die einer ihm sonst nicht zugänglichen, relativ freieren Berufssphäre angehören. Aber die Flucht aus dem Alltag vollzieht sich in zwei Stufen, wobei in der zweiten die Errungenschaften der ersten teilweise wieder preisgegeben werden. Der Journalist oder Rechtsanwalt nämlich wird nicht bei seiner doch sicher interessanten Berufsausübung gezeigt, sondern in seinem Privatleben, und das wiederum unterscheidet sich nicht prinzipiell von dem des Fabrikarbeiters im Parkett: Bei dem einen (in der Realität) wie dem anderen (im Film) stehen Beziehungen zum anderen Geschlecht im Vordergrund. Das gilt natürlich für männliche wie weibliche Rollen, für den Rennfahrer genau so wie für die Stewardess. Nur sind die Folgen beträchtlich unterschieden: Der männliche Filmheld bewirbt sich um eine Frau und heiratet sie am Ende, ohne daß sich dabei im Regelfalle an seiner sozialen Situation etwas ändert. Daß ein armer Arzt eine reiche Erbin heiratet, kommt zwar vor, etwa in der Shaw-Verfilmung „Die Millionärin“⁹; aber das Engagement des Mannes an seinen Beruf wird dadurch nicht beeinträchtigt, sondern eher noch gefördert. Heiratet hingegen ein Film die berufstätige Frau, so ist damit im allgemeinen ihre berufliche Tätigkeit beendet. Sie widmet sich künftig ihrer Familie.

Die überlieferten Konventionen unserer Gesellschaft lassen es zu, daß der Mann, aber kaum, daß die Frau die Familie ernährt. Bei der Darstellung einer Ehe im Film kann daher nicht auf die berufliche Tätigkeit des Mannes, wohl aber auf die der Frau verzichtet werden. Die Frauen in unserer Gesellschaft haben die gleichen Rechte und die gleichen Chancen wie die Männer, aber sie haben eine Chance mehr: die, sich von einem Mann ernähren zu lassen. Wie die Dinge liegen, ziehen die meisten Frauen diese eine Chance den vielfältigen anderen vor, ohne sich der damit verbundenen Nachteile rechtzeitig bewußt zu werden. Und die Illustrierten, die Leihbüchereiromane, die Filme helfen ihnen nach Kräften, die Augen wohl ver-

9 The millionairess. Regie: Anthony Asquith, Großbritannien 1960. Darsteller: Sophia Loren, Peter Sellers.

schlossen zu halten. Simone de Beauvoir hat die damit verbundenen Probleme so formuliert:

„Unsere heutige Zeit fordert die Frauen zur Arbeit auf, ja sie zwingt sie dazu; gleichzeitig aber läßt sie vor ihren Augen schillernde Paradiese der Muße und des Wohllebens erstehen (...). Man öffnet den Frauen die Fabriken, die Büros, die Fakultäten, andererseits ermutigt alles das junge Mädchen dazu, lieber von einem ‚Märchenprinzen‘ Glück und Glanz zu erwarten, als den höchst unsicheren und schwierigen Versuch zu machen, aus eigener Kraft einen glücklichen und glanzvollen Weg zu gehen. (... Die Frau) braucht — solange die Verlockung bequemerer Möglichkeiten besteht — mehr moralischen Aufwand als der Mann, um den Weg der Selbständigkeit zu wählen. Es ist noch nicht in das Bewußtsein der Allgemeinheit gedrungen, daß auch die Versuchung ein Hindernis ist, sogar eines der gefährlichsten.“¹⁰

Das ist es: nach dem Buchstaben des Gesetzes hat die Frau in unserer Gesellschaft die gleichen Chancen wie der Mann, der Weg zur Emanzipation ist frei. Aber er wird wieder versperrt durch die Versuchung, den bequemeren Weg der Abhängigkeit zu gehen. Alle Chancen tauscht die Frau ein gegen die eine, die sich dann als Illusion erweist. Die Filme liefern die Mustersituationen, die es der Konsumentin erlauben, gegen sich selbst zu argumentieren. Sie spiegeln die Wünsche des Publikums und verursachen sie zugleich.

Nur als Schlußmarginalie soll hier der Hinweis darauf stehen, daß natürlich diese Barriere, die der Emanzipation der Frauen im Wege steht, das Warten auf den Traumprinzen anstelle von zielstrebigem Initiative im Beruf, keineswegs eine auf die Frauen beschränkte Erscheinung ist. Die allgemeine Beeinflussung zielt darauf ab, daß Männer und Frauen gleichermaßen die Verbesserung ihrer Lebensumstände nicht von sich selbst erwarten sollen, sondern von einem glücklichen Zufall. Konstatieren wir also, daß der Film die nichtemanzipierte Frau in Begleitung des nichtemanzipierten Mannes in Szene setzt und beide erfüllt mit der gleichen Lottomentalität.

10 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Hamburg 1960, S. 50.

Eine weitere Erörterung, die Platz- und Zeitmangel an dieser Stelle verboten, wäre der Wandlung der erotischen Rolle der Frau im Film zu widmen. Statt dessen soll an dieser Stelle wenigstens auf einige andere Autoren hingewiesen werden, die sich mit diesem Thema befaßt haben:

- 11 Martha Wolfenstein/Nathan Leites: Movies. A psychological study. Glencoe, Ill., 1950, Kapitel „Lovers and loved ones“.
- 12 Simone de Beauvoir: Brigitte Bardot. London 1960.
- 13 Jacques Siclier: Le mythe de la femme dans le cinéma Américain. Paris 1956.
- 14 Jacques Siclier: La femme dans le cinéma Français. Paris 1957.
- 15 A. J. Alexander: Eine neue Heldin — die Nongenuë. In: Film Culture, nachgedruckt in: Filmstudio, H. 33/1961.
- 16 Hans Stempel/Martin Ripkens: Frauenbilder im Gegenwartsfilm. In: Filmkritik, H. 11, 1962.

Heiko Dahle

Ein Beispiel aus der Rechtsprechung

Aus dem Urteil des 3. Strafsenats des Bundesgerichtshofes vom 29. 4. 1954, BGHSt Bd. 6, S. 168 ff.:

„Der Angeklagte hat geduldet, daß seine Ehefrau mit einem Bekannten durch gegenseitige Berührungen unzüchtige Handlungen vornahm. Deshalb ist er wegen schwerer Kuppelei verurteilt worden¹ . . .

Der Beschwerdeführer beruft sich auf den in Art. 3 Abs. 2 Grundgesetz ausgesprochenen Grundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Mit ihm sei die Vorschrift des § 181 Abs. 1 Nr. 2 nicht vereinbar, weil sie nur den Mann mit Strafe bedrohe. Sie sei erlassen worden wegen der familienrechtlichen Stellung des Mannes zur damaligen Zeit und wegen seines Überordnungsverhältnisses gegenüber der Ehefrau . . .

Dem kann nicht gefolgt werden. Der in Art. 3 Abs. 2 GG aufgestellte Grundsatz . . . will nur ausdrücken, daß die beiden Geschlechter *unter gleichen Voraussetzungen* auch rechtlich gleichbehandelt werden sollen. Dagegen kann deren rechtliche Gleichstellung nicht zur völligen Gleichbehandlung auf allen Lebensgebieten führen. Zwischen den beiden Geschlechtern bestehen naturgegebene Wesensunterschiede, die eine unterschiedliche Behandlung erfordern . . .

Infolge ihrer schwächeren, weniger zur Betätigung drängelnden als zur dulddenden Hingabe bereiten Natur und des daraus entspringenden Anlehnungsbedürfnisses neigt die Frau in ihrem Liebesleben mehr zur festen Bindung als

¹ § 181 Abs. 1 Nr. 2 StGB: „Die Kuppelei ist . . . mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen, wenn der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis des Ehemanns zur Ehefrau, von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen, von Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu den von ihnen zu unterrichtenden oder zu erziehenden Personen steht.“ Das Schrifttum erblickt den besonderen Grund der Strafbarkeit hier im Mißbrauch eines Autoritätsverhältnisses (Schönke-Schröder § 181 III 2; Mezger Strafrecht BT S. 88).

der Mann. Sie ist in geschlechtlichen Dingen regelmäßig weit zurückhaltender als er. Von ihr droht daher eine Gefahr für die sittliche Ordnung in erheblich geringerem Umfang als von dem anders veranlagten Mann.

Warum die geringere Neigung der Frau zu außerehelichem Verkehr (ein übrigens rein kriminologischer Gesichtspunkt, der mit der Frage der Verfassungsmäßigkeit der Gesetzesbestimmung nichts zu tun hat) die Strafbarkeit der kupplerischen Tätigkeit des Ehemannes begründen soll; ist nicht einzusehen. Da die sittlich relativ ungefährliche Ehefrau straflos zusehen darf, wie ihr Mann die Ehe bricht, wird ihr ein solches duldendes Verhalten im Ergebnis auch zugemutet. Nach der Ansicht des Bundesgerichtshofes sind Ehebrüche von Männern wegen ihrer relativen Häufigkeit offenbar weniger verwerflich als solche von Frauen. Vgl. im übrigen die Austauschbarkeit der Begriffe „Sitte“ und „Sittlichkeit“ in der strafrechtlichen Nomenklatur.

Diese Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Eigenart von Mann und Frau hat auf dem Gebiete der Sittlichkeitsdelikte teilweise zu einer ungleichen Regelung der Strafbarkeit geführt . . .

Bei der Einführung des § 181 Abs. 1 Nr. 2 StGB im Jahre 1900 mag der Gedanke an die bevorrechtigte Stellung des Mannes innerhalb der Familie eine Rolle gespielt haben . . .

Der Gesetzgeber wollte auch die Ehe schützen, deren Erhaltung für den Fortbestand des Staates, deren Reinhaltung für die im Staat unentbehrliche sittliche Ordnung von besonderer Bedeutung war und immer ist. Diese Aufgabe mußte naturgemäß in erster Linie dem Manne zufallen . . .

Der Frau sollte der Schutz des Mannes nicht wegen ihrer schwächeren familienrechtlichen Stellung zugute kommen, sondern wegen ihrer wesensmäßigen schwächeren Natur als Mensch.

Gegenüber der Zeit der Entstehung des Gesetzes ist bei der Frau in geistiger und wirtschaftlicher Hinsicht ihre Selbständigkeit erheblich gesteigert. An den übrigen Bedingungen hat sich jedoch gegenüber damals nichts geändert, weil sie auf einer natürlichen Grundlage, nämlich auf der Wesensverschiedenheit der Geschlechter beruhen. Gerade sie war aber bestimmend für die unterschiedliche strafrechtliche Behandlung. Diese ist daher durch die Gleichberechtigung der Geschlechter in Art. 3 Abs. 2 GG, der nur Gleiches gleichbehandelt wissen will, nicht beseitigt.“

Dies schließlich ist eine fatale und sinnentstellende Einengung des Grundgesetzartikels, der durch die Garantie der rechtlichen Gleichbehandlung von Mann und Frau der gesellschaftlichen Gleichstellung erst den Weg ebnen sollte. Mit der Unterstellung, die unterschiedliche Ehetreue der Geschlechter beruhe auf natürlicher, wesensgebundener Eigenart, wird der Frau die gesellschaftliche Gleichstellung schon durch die Rechtsprechung unmöglich gemacht.

Anmerkungen: Heiko Dahle

Zur Lage der Dozentinnen an der deutschen Universität

Eine Denkschrift des
„Deutschen Akademikerinnenbundes“
an den Wissenschaftsrat.
Januar 1961

Im Herbst 1955 hat die Honnefer Reformkonferenz folgende Empfehlung beschlossen, die dann von der Westdeutschen Rektorenkonferenz im Januar 1956 gebilligt wurde:

Wo geeignete weibliche Hochschullehrer zur Verfügung stehen, sollten die Fakultäten auch sie für die Besetzung des Lehrstuhls in Erwägung ziehen.¹

....

Seit diesem Zeitpunkt sind, wie zuzugeben ist, neben den bis dahin fast durchweg standortgebundenen Aufstieg der Frauen mit all seinen Mißhelligkeiten auch verschiedene Berufungen von Frauen auf Lehrstühle anderer deutscher Universitäten getreten, also das, was bei männlichen Hochschullehrern den Regelfall darstellt. Über diesen relativ seltenen Berufungen, von denen einem im Gespräch bezeichnenderweise immer wieder dieselben entgegengehalten werden, darf indes nicht über-

¹ Mitteilgn. des Hochschulverbandes 3, 182.

sehen werden, daß eine vom Deutschen Akademikerinnenbund veranlaßte neue Statistik vom W. S. 58/59 immer noch ein äußerst ungünstiges Gesamtbild von der Lage der weiblichen deutschen Hochschullehrerschaft zeigt.

Die Prozentzahl der habilitierten Frauen, bezogen auf den Gesamtlehrkörper, ist danach immer noch sehr klein, nämlich 2%, und liegt damit unter dem der meisten westeuropäischen Länder (s. Anger, Probleme der deutschen Universität, 1960, S. 451). Immer noch befinden sich — wieder bezogen auf den Gesamtlehrkörper — unter ihnen unverhältnismäßig wenige, die als Ordinariae oder Extraordinariae eine Planstelle bekleiden und damit eine der Stellen, die „der Hochschule ihr Gepräge geben“² (die drittgrößte deutsche Universität, Hamburg, hat nicht eine Planstelleninhaberin). Demgegenüber erscheinen unverhältnismäßig viele Hochschullehrerinnen in der Gruppe der apl. Professorinnen, d. h. in jener Gruppe, in der allem Anschein nach die Laufbahnen der weiblichen Hochschullehrer weithin ihr Ende finden. Die Lorenzschö Statistik ergab, wie auch das Vorwort betont, das Bild einer unverdienten Zurücksetzung. Hält man die jüngere Statistik daneben, so erscheint nunmehr das Bild einer unverdienten Dauerzurücksetzung.

Wir stellen die Frage nach dem Grund dieser Dauerzurücksetzung. Der Gedanke, daß die deutschen Wissenschaftlerinnen weniger leisteten als die anderer westeuropäischer Länder, ist an sich schon wenig wahrscheinlich. Ihm steht überdies entgegen, daß so manche jener apl. Professorinnen in ihrer Fachpresse voll anerkannt ist. Der Grund muß also an anderer Stelle liegen. Wir geben das Wort dem Münchener Anglisten Clemen, der in der „Zeit“ vom 29. 5. 59 folgendes bemerkt hat:

„Die häufigere Berufung von Frauen, die man folglich auch zur Habilitation stärker als bisher ermutigen sollte, hat sich in den angelsächsischen Ländern bereits seit Jahrzehnten vorzüglich bewährt, während bei uns immer noch eine seltsame Scheu davor besteht und die Vorlesungsverzeichnisse nur wenige planmäßige Professorinnen aufweisen“.

Was hat es mit dem auf sich, das W. Clemen hier als „seltsame Scheu“ bezeichnet?

Tatsache ist, daß auch solche Frauen, deren Arbeit in der Fachpresse voll anerkannt ist, in dem Augenblick, in dem es sich um Berufungen handelt, auf eine „seltsame“ Wei-

² Siehe Mitteilung. des Hochschulverbandes, 8, 189.

se aus dem Blickfeld entschwinden, d. h. vergessen werden.³ Bei solchen Gelehrten, deren Kritik über ihr Spezialgebiet hinaus wach und lebendig ist, kann es bisweilen gelingen, jenes Vergessen als unberechtigt darzutun und zu einem entsprechenden Handeln anzuregen. In anderen Fällen aber stehen hinter jenem Vergessen unbewußte (oder nur teilbewußte?) Vorurteile, die, sobald man nach dem Grund jenes Vergessens fragt, deutlich zutage treten. . . .

Wir haben aber nicht nur nach den Gründen der Erscheinung zu fragen, sondern auch nach ihren Folgen. Sie sind ernst genug.

So beginnt der Schar von Wissenschaftlern, die aus rassistischen Gründen ins Ausland abgewandert ist, bereits ein Trüppchen von Wissenschaftlerinnen zu folgen, die dank ihrer Leistungen dort würdigere Lebensbedingungen erhoffen können als in der Bundesrepublik.⁴ Sie gehen damit dieser verloren und das in dem Augenblick, in dem die überfüllten Hochschulen ihrer ganz besonders bedürften und wegen des Dozentenmangels sogar schon an einen numerus clausus für Studenten gedacht worden ist. Dazu kommt ein Zweites, Fachlich voll ausgewiesene und gleichwohl immer wieder zurückgesetzte Wissenschaftlerinnen, die nicht auswandern können, leiden nicht selten infolge dieses niederdrückenden Zustands in ihrer Leistung. Daß er der geistigen Arbeit nicht förderlich ist, liegt auf der Hand. Ja, schließlich kann womöglich noch dem falschen Schluß Vorschub geleistet werden, als habe die Leistungsfähigkeit von Anfang an nicht ausgereicht. Endlich und nicht zuletzt muß gesagt werden, daß nicht selten wissenschaftlich begabte junge Frauen, die durchaus zu opfervoller Arbeit bereit wären, vor so unfruchtbaren Laufbahnen gleichwohl zurückschrecken. Und nicht das allein. Welcher Fakultät kann man eigentlich zumuten, daß sie Habilitandinnen zuläßt, die später trotz anerkannter Leistung nicht auf dem Berufungsweg weiterwandern und zu deren wirtschaftlicher Sicherung die Fakultät dann unerfreuliche Bittgänge machen muß? Schon jetzt gibt es daher verantwortungsbewußte Hochschullehrer, die jungen Wissenschaftlerinnen von einer Habilitation abraten oder doch zumindest von einer solchen in Deutschland. Das Ergebnis ist, daß wir auf Frauen, auf die wir „nicht verzichten können“ (W. Clemen, aaO) eben doch verzichten müssen. Trotzdem die in größerem

3 Siehe W. v. Baeyer, die Frau in der Wissenschaft (in: Die Frau in unserer Zeit, Stalling Verlag), S. 223.

4 Siehe das Juni-Heft 1956 der „Informationen für die Frau“ sowie den Artikel Fenster i. d. Frankf. Allgem. Zeitung vom 27. 8. 1960.

Maßstab geleistete wissenschaftliche Frauenarbeit erst eine verhältnismäßig kurze Anlaufzeit hat, hat sie doch schon zu guten, sehr guten und auch einigen übertragenden Leistungen geführt (Marie Curie, Lise Meitner). Kann man es angesichts dieser Tatsachen verantworten, begabten jungen Wissenschaftlerinnen den Weg zur Dozentur so wenig zu ebnen und so einen Teil unseres wissenschaftlichen Universitätspotentials zu vergeuden? Die Empfehlungen des Wissenschaftsrats, die im Dez. 1960 von der Westdeutschen Rektorenkonferenz gutgeheißen wurden, werden wohl auf lange Zeit den stärksten Impuls für den Ausbau und Umbau der Hochschulen bedeuten. Um so notwendiger ist, daß ab dieser Wende auch den Wissenschaftlerinnen in ihrem Zugang zur Dozentur und in ihrer weiteren Laufbahn keine unberechtigten Schwierigkeiten mehr gemacht werden. Endlich ist dringend zu wünschen, daß bei der vorgesehenen erheblichen Vermehrung der Lehrstühle diejenigen Frauen, deren Qualifikation für einen solchen außer allem Zweifel steht, auch auf einen Lehrstuhl berufen werden. Nur bei gründlicher Abhilfe in den genannten Punkten wird der Abwanderung vorgebeugt, wird die Arbeitskraft der Verbleibenden nicht länger durch unfruchtbare Hindernisse beeinträchtigt, wird vor allem der Nachwuchs nicht mehr abgeschreckt. Sollte man nicht auch in Deutschland endlich die Konsequenz aus dem ziehen, was der Freiburger Prorektor Prof. Schuchhardt bei der Begrüßung des Deutschen Akademikerinnenbundes 1954 in Freiburg (Br.) betont hat: Die Wissenschaft Europas sei ohne die Mitarbeit der Frau nicht mehr denkbar, da sie ihren Anteil daran durch eigenständige produktive Forschung deutlich gemacht habe?

Die „Empfehlungen“ haben Restriktionen der Studentenzahl als mit einem demokratischen Gemeinwesen unvereinbar mit Recht abgelehnt (S. 49). Dürfen dann den Hochschullehrerinnen gegenüber Restriktionen aufrechterhalten werden, wenn auch nicht de jure, aber doch de facto? Die demokratische Grundhaltung scheint uns eine Einheit zu bilden. Man kann sie nicht wohl in dem einen Bereich betätigen, in dem anderen aber nicht. Aus all diesen Gründen bittet der Deutsche Akademikerinnenbund den Wissenschaftsrat, diese auf das Wesentlichste beschränkte Denkschrift und ihre Unterlagen eingehend zu prüfen und dann alles ihm Mögliche zu tun, um den gezeichneten Mißständen abzuhelpen. — Nach Zeitungsmeldungen hat Prof. Tellenbach im Blick auf den Hochschulausbau gesagt: „Wir haben viel Zeit verloren — es eilt.“ Eben das gilt auch für unser Anliegen.

Manfred Paul Buddeberg
Idiosynkratische Motive
bei Pater Leppich¹

„Der Kommunismus ist nur die Eiterbeule einer viel schlimmeren Krankheit. Der Eiterherd liegt bei uns.“ (II S. 73)
„Gegen die geschlossene Front der Materialisten in Ost und West“ (II 77), gegen „die drei Mächte des Unglaubens: Materialismus, Sexualismus und Liberalismus, die den modernen Menschen zu blenden drohen“ (Annonce des Bastion-Verlages, bei dem die Schriften Pater L's erscheinen) zieht Pater Leppich, der „Fremdenlegionär Gottes“ (II 41) zu Felde. Wenn er redet oder schreibt, malt seine Sprache dem Publikum „das verfluchte Chaos, das Karussell, in dem sich die ganze Welt zu bewegen scheint, so daß keiner mehr zurück kann.“ (II 173) — Es sei denn, es finde sich einer bereit etwa das Folgende zu lesen:

„Christus und der § 175“

„So sollten sie beten:

Guter Meister Jesus Christus, oft schon wollte ich den Mann verfluchen, der mich als Bub verführt hat. Seitdem fraß die Gier in mir.

(...)

Ich hatte (...) von Künstlern gehört, die diese Laster zu einer sympathischen modischen Schwäche auffrisiert haben. Damit hatte ich mich beruhigt...

Dann aber bin ich einem deiner Priester begegnet, der mich mit dem Hinweis auf Deine heilige Schrift zutiefst erschüttert hat. (...)

¹) Quellen: I Pater Leppich: „Christus auf der Reeperbahn“ ... Pater Leppich unterwegs. 6. Aufl. Düsseldorf 1961
II ders.: „Gott zwischen Götzen und Genossen“ Pater Leppich Weltreise — ganz anders. 5. Aufl. 1962

In diesen Worten habe ich den Abgrund erkannt, und der Ekel nagt seitdem an mir.

Ich weiß heute, daß ich in meinem Innern Signale und Weichen überfahren habe, die mich am Anfang der Sünde gewarnt haben. (. . .)

Du aber, Meister, hast zwar mit drohendem Ernst über dieses Laster gesprochen, aber Du hast auch so gütig dem Gefallenen verziehen.

Gib mir die Kraft Deiner Gnade, dieser widernatürlichen Sünde zu widerstehen!

Gib mir aber auch den Mut, mir innerlich weh zu tun, damit ich wieder würdig werde, den Adel Deiner Gotteskindschaft ungetrübt und unbefleckt auf meiner Stirne zu tragen!

Denn

Christsein ist Gnade

Gnade ist Adel

Adel verpflichtet.“ (I 125 f)

Wenn Pater L. in diesem Kapitel sich nicht wie sonst der Straf- und Bußpredigt bedient, sondern zum selben Zweck gleich das Bekenntnis des reuigen Sünders vorwegnimmt, ist dies nicht nur der Appell zur Nachahmung, sondern hier zeigt sich zugleich jenes Stück verdrängter Mimesis, das zeigt, wie idiosynkratische Sprache dem Archaischen gegen das sie sich sträubt, selbst verhaftet bleibt⁵⁾. Im Grunde spricht Pater L. hier selbst wie ein Homosexueller, wie ein reuiger allerdings, dem es gelungen ist, seine „widernatürliche Sünde“ zum „unbefleckten“ und „ungetrübt“ Adel der Gotteskindschaft, also manifeste Homosexualität zur Latenz eines imaginären Vater-Sohn-Verhältnisses zu läutern. Zugleich ist das imaginierte Sexualobjekt „der Meister“, der „so gütig dem Gefallenen verziehen“ hat, introjiziert worden, und der Reumütige, den Pater L. vorexerziert und nachahmt zugleich, spricht selbst mit dem „drohenden Ernst“ des Meisters über sein Laster.

Wenn dies als „widernatürliche Sünde“ perhorresziert wird, so ist doch damit gemeint jene Natur, „die sich nicht durch die Kanäle der begrifflichen Ordnung zum Zweckvollen geläutert hat“. Als natürlich andererseits „gilt das Allgemeine, das, was sich in die Zweckzusammenhänge der Gesellschaft einfügt“⁶⁾. An jene naturwüchsig unreglementierten Partialtriebe und vermeintlich überwundene prägenitale Sexualität heftet sich idiosynkratische Sprache. Die Lust, die der Homosexuelle verspürt, wird als Gier, die in ihm frißt, ver-teufelt. Daß wenig später es der Ekel ist, der an dem Armen nagt, nachdem ein Priester mit Bibelstellen ihm Angst vor dem „Abgrund“ eingejagt hat, ist wohl ein unfreiwilliges Eingeständnis des Autors, dem seine eigenen Metaphern davonlaufen, daß verdrängte Lust den erwünschten Ekel nährt. Das Opfer aber „weiß heute“, daß die „Signale und Weichen“ der Gesellschaft, die ihn am „Anfang seiner Sünde“ offenbar nicht nachhaltig zu warnen vermochten, im Grunde in seinem Innern liegen und schon immer lagen; wohl in dem, was Pater L. selbst noch bei den durch Aussatz und Unterdrückung Verstümmelten als „unsterbliche Seele“ propagiert. Der bekehrte Invertierte gibt es deshalb auf, nach

⁵⁾ Vgl. Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. S. 213

⁶⁾ Ebd., S. 212

Künstlern zu schielen, „die diese Laster zu einer sympathischen modischen Schwäche auffrisiert haben“ und die sicherlich nicht besser sind als jene „linksgerichteten Intellektuellen“ und sonstigen „Brandstifter des Kommunismus“, „die in einer geistigen Gehirnerweichung an einen ‚akademischen Kommunismus‘ glauben“, und die Pater L. an anderer Stelle (II 47) ständig attackiert.

Hierbei ist festzustellen, daß oft die bloße Nennung dessen, wogegen Idiosynkrasien einmal mobilisiert wurden, genügt, um auch in ganz anderem Zusammenhang die gleiche Abwehr noch Belieben zu reproduzieren. Reicht dem Antisemiten „jüdisch“, um seine Aversion hervorzurufen, so sollen, wenn Pater Leppich eine Dame, die Frau in den romanischen Ländern sei „entrechtet und versklavt“ (II 129), zwei Seiten später als „sozialistische Dame“ und Emanzipation als „sozialistische Gleichmacherei“ (130) apostrophiert, Assoziationen ausgelöst werden an die „Hölle“ oder das „rote Meer des Kommunismus“, der daran gehe, „den Wohlhabenden den Henkerstrick um den Hals zu legen“, an „die rote Lepra aus Moskau“, vor der der Westen sich schützen muß. (II S. 18, 40, 173).

Mit dem gleichen Odium des Abscheus sind eine Reihe anderer Termini behaftet, die durchaus beschreibenden Charakter sonst haben können; so die Begriffe:

— sexuell — wenn bei Pater L. allenthalben nur von „brutaler Sexualität“, „sexuellem Stimulus auf vegetativer Ebene“ (I 132), „Sünde, die in allen Regenbogenfarben schillert“ (I 10), „moralischem Dschungel“, „Pfüten und Sümpfen“, „Gosse“, „Morast“ (I 10) und „Lava der Unmoral“ (II 47) die Rede ist.

— Materialismus — der „des Fleisches und des Geistes“, vor dem sich viele auf Tokios Reeperbahn dennoch ekeln (II 156). Ebenso verfallen ihm die „Liberalen“, „Atheisten“ (a.a.O. passim) und die „Freimaurer des Westens“ (I 37) „mit ihren Humanitätsidealen“ (I 42), die „das Dynamit für eine kommunistische Weltrevolution liefern“ (II 74) und zulassen, „daß sexuelle Kannibalen ihre Teufelsbrut vor Kindern ausbreiten“ (I 147), so „daß man einen Filter vor dem Mund haben müßte, um diese erotisch verseuchte Luft überhaupt atmen zu können.“ (II 204)

Dagegen stehen eine Anzahl versöhnlicher Topoi in L's Rede. Sie tragen zum großen Teil die Spuren einer infantilen Fixierung an die Mutter, „die Frau unter dem Schleier“ (II 129) in der christlichen Tradition, die „Mutter geworden“ ist und nicht mehr bloß „ein biologisches Naturschutzgebiet für wildernde Ehemänner“ (II 132). Sie ist „die letzte Burg im Lande. Wenn ihre Mauern geschleift werden, bricht Verwüstung und Chaos über ein Volk herein“ (II 133); jene Nonnen, die mit mildem Lächeln einhergehen zwischen den Millionen, die in Asien verfaulen (s. II 93 ff), und hier erfahren, „daß es das größte Glück im Leben ist, wenn man Liebe schenken kann“ (II 72); die dem Dahinsterbenden einen Rosenkranz in die Hand drücken, damit er zur „Mutter aller Mütter“ beten kann (I 77). Der „Adel der Gotteskindschaft“ (I 126) und die mütterlich lächelnde „große Frau“ (s. II 133), sie sind die imaginären Blumen in der Kette aus Idiosynkrasien, die das Bewußtsein in Unterwerfung und Sexualfeindschaft, zugleich aber in antikommunistisch gelenkter Aggressivität halten soll.

Florence Hervé Murray
**Die Frauen
Im deutschen Faschismus**

Eine Studie über die Frau im NS setzt notwendigerweise einen Überblick über die Ideologien und die Frauenideale der führenden Schicht voraus. Die Parole heißt zunächst: „Emanzipation von der Frauenemanzipation ist die erste Aufgabe des Dritten Reichs“. ¹⁾ Näheres über den wahren Inhalt der Emanzipation erfahren wir von Hitler. „Das Wort von der Frauenemanzipation ist nur ein, vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort, und der Inhalt ist von demselben Geiste geprägt. Die deutsche Frau braucht sich in den wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren.“ ²⁾ Also gut, keine Frauenemanzipation, da sie dem deutschen Geist fremd ist, außer in Krisenzeiten, wo man doch die Frau aus dem Heim holen darf. Wie stellen sich aber die nationalsozialistischen Führer die Frau und die Rolle der Frau vor? An Vorstellungen über das ideale Weib fehlt es nicht. So Hitler: „Die Welt des Mannes ist groß, verglichen mit der der Frau. Der Mann gehört seiner Pflicht, und nur ab und zu schweift ein Gedanke zur Frau hinüber. Die Welt der Frau ist der Mann. An anderes denkt sie nur ab und zu. Das ist ein großer Unterschied“. Weiter hören wir: „Einem Mann muß es möglich sein, jedem Mädchen seinen Stempel aufzudrücken. Die Frau will auch nichts anderes.“ ³⁾ Aus diesen Wunschbildern einer dummen inhaltlosen Frau entsteht eine Vorstellung über die Aufgabe der Frau. Alle führenden Nationalsozialisten sind sich darüber einig, da die Frau ein minderwertiges Wesen ist, daß, wie Esser es formuliert, „die Frauen heim in die Küche und Kammer gehören und ihre Kinder erziehen sollen“. ⁴⁾ Das Frauenideal Goebbels' klingt recht romantisch: „Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen. Das ist gar nicht so roh und unmodern wie sich das anhört. Die

¹⁾ Jugendzeitschrift „Der Aufmarsch“, zit. in: Amalie Lauer, Die Frau in der Auffassung des Nationalsozialismus, Köln 1932, S. 35

²⁾ Hitler, Reden, Hrsg. Max Domarus, Würzburg 1962, S. 450

³⁾ Hitler-Tischgespräche, Picker 1963, S. 164 u. 193 f.

⁴⁾ Amalie Lauer, op. cit., S. 17

Vogelfrau putzt sich für den Mann und brütet für ihn die Eier aus. Dafür sorgt der Mann für die Nahrung.“⁵⁾ Weiter findet man in der damaligen Frankfurter Zeitung: „Ein Minimum an Intellekt und ein Höchstmaß an physischer Eignung macht die Frau erst zu dem, was sie werden soll: Fruchtschoß des Dritten Reiches. Sie hat die höhere Mission, die Entrassung zu hemmen. Sie dient Zwecken der Zucht zur ‚Aufordnung der Deutschen.‘“⁶⁾ Daß das Problem der Frau mit dem Rassismus eng verbunden ist, ist aus diesen Sätzen ersichtlich. Für Gottfried Feder muß die Frau wieder Magd und Dienerin sein und je nachdem unter gelindem Druck mit dieser Rolle vertraut werden.⁷⁾ Fügt sich die Frau in diese Rolle, so wird sie belohnt. Nach Hitler wird die Frau, die ihre biologische Pflicht gegenüber dem Staat erfüllt, zum Lohn Staatsbürgerin; während sie als minderwertige kinderlose Frau nur Staatsangehörige wie die Rassefremden, unheilbar Kranken usw. sein kann. Allerdings Staatsangehörige ohne Rechte. Hitler sagt ausdrücklich in „Mein Kampf“: „Das deutsche Mädchen ist Staatsangehörige und wird mit ihrer Verheiratung erst Bürgerin.“⁸⁾

Was meinen aber die wenigen führenden Frauen dazu? Gertrud Scholtz-Klink, die Reichsfrauenführerin, äußert sich über Aufgabe und Verpflichtung der Frau im nationalsozialistischen Staat in einer Rede, die sie auf einer Frauenkundgebung 1936 in München hielt. Sie ruft die deutschen Frauen dazu auf, „wunderbare Speisezetteln mit viel Gemüse, Kartoffeln und Salaten ohne, beziehungsweise weniger Fleisch“ aufzustellen. „So können wir Hausfrauen einen guten Beweis unserer guten Berufserziehung ablegen.“ Nachdem sich die Reichsfrauenführerin ausführlich über „die gesunde Kartoffel“ ausgesprochen hat, meint sie, daß sich „der Führer mit seinem ganzen Wirtschaftsstab den Kopf nicht mehr so sehr zu zerbrechen braucht“. Und „damit haben wir auch der Hausfrau ihre Arbeitsehre wiedergegeben, die sie einmal in der marxistischen Zeit verloren hatte.“⁹⁾ Über die Lösung der Frauenfrage durch den Nationalsozialismus schlägt die Referentin für Frauenfragen im Reichsministerium des Innern 1933 folgendes vor: „Die höchste Aufgabe der Frau war und ist immer das Muttersein. Das Muttersein, der Mutterwille als Lebensbekenntnis der Frau, ist aber auf dem Irrweg einer liberalistisch-marxistischen Weltanschauung, zu deren Thesen sich eine liberalistisch-marxistische Frauenbewegung bekannt hat, in Gefahr geraten.“ Und weiter: „Die Erneuerung der Frau zum Kinde heißt: ihr den wahren Inhalt des Frauenseins zurückzuerobern, das seinen Lebensweg nicht wägt aus den Erkenntnissen des Geistes, sondern aus den Strömen des Herzens, die zum Kinde als dem Inhalt und dem Gesetz des Weibseins drängen und sich im Kinde als der innerlichen Vollendung der Frau bejahen.“ Deshalb ist „die Gewöhnung der jungen Geschlechter aneinander mit aller Entschiedenheit abzulehnen. In der Nachahmung des ‚Männlichen‘ verliert es (das

⁵⁾ ebd., S. 19

⁶⁾ ebd., S. 14

⁷⁾ ebd., S. 12

⁸⁾ Hitler, *Mein Kampf*, Zentralverlag der NSDAP München 1940, S. 491

⁹⁾ Gertrud Scholtz-Klink, *Verpflichtung und Aufgabe der Frau im Nationalsozialismus*, Schriften der deutschen Hochschule für Politik, Berlin 1936, S. 3, 12 u. 13

Mädchen) selbst seine feinste Fraulichkeit.“¹⁹⁾ Alle diese Aussagen deuten auf den einzigen Wert der Frau, den häuslichen und biologischen. Die Frau wird als Mittel zum Zweck bewertet.

Ideale und Ideologien sind aber oft Trugbilder und dienen meistens der Berechtigung der „Realitäten“, daß heißt hier der Interessen der Führungsschicht. Deshalb muß man sich jetzt fragen, welche Realitäten hinter solchen Frauenidealen stecken. Betty Friedan zeigt, wie sehr die Ideologien von der sozialen und wirtschaftlichen Lage abhängen, und hat ein solches Phänomen in den U.S.A. beobachtet, wo nach dem Zweiten Weltkrieg die Gesellschaft eine plötzliche Wandlung vollzog, und gebildete, qualifizierte Frauen durch kluge Weiblichkeitsmystik nach Hause zurückschickte: 11 000 000 GIs mußten dabei ins zivile Leben wieder eingegliedert werden, und die Vollbeschäftigungskriegswirtschaft mußte sich in eine Friedenswirtschaft mit den Gefahren der Arbeitslosigkeit verwandeln. So entstand ein Weiblichkeitswahn, indirekte Konsequenz der Gefahr einer wirtschaftlichen Krise. Auch im Falle des deutschen Faschismus ist es sicherlich nicht abwegig, an die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre und an die Arbeitslosigkeit zu erinnern. Lassen wir aber die Zahlen sprechen. Zwischen 1933 und 1937 sank der gesamte Frauenanteil an der Arbeitskraft von 29,3 % auf 24,7 % und stieg wieder auf 25 % im Jahre 1938.²⁰⁾ Diese Steigerung läßt sich leicht durch die Vorbereitung auf den Krieg erklären. Kurz vor dem Krieg hatte also die führende Schicht keine Skrupel, die Frauen in allen Berufen zu beschäftigen. „Der reaktionäre Versuch der nationalsozialistischen Ideologie, die Frau aus dem Wirtschaftsleben wieder weitgehend zu verbannen (die Frau gehört ins Haus, Propaganda gegen das Doppelverdienertum) scheitert an den Anforderungen, die die Rüstungskonjunktur an das Arbeitskräftepotential stellt.“²¹⁾ Der Krieg fordert einen zusätzlichen Arbeitsbedarf, und die Frauen sind eben da, als Reservekapazitäten. Zuerst wurden also Maßnahmen getroffen, um die Frau aus dem Wirtschaftsleben zu verbannen. „A number of measures were taken to restrict the employment of any women who were not absolutely obliged to earn their own living. Campaigns were started to urge women to go back to the home and to eliminate multiple earnings. Marriages were encouraged by the granting of loans, one of the conditions for which was, that the wife must give up any paid employment.“²²⁾ 1933 entsteht ein Gesetz, welches die für den Staat arbeitenden verheirateten Frauen, auch Lehrerinnen, entläßt. Aber 1938 erfolgt die Mobilmachung der weiblichen Arbeitskraft. So steigt der Anteil der Frauen an der gesamten Arbeitskraft von 32,8 % im Jahre 1939 auf 39 % im Jahre 1940. 1943 arbeiteten 9 200 000 Frauen für die Kriegswirtschaft.

Andere Maßnahmen trafen die Studentinnen. So entsteht 1933 ein „numerus clausus“ für Studentinnen: der Anteil der Studentinnen soll nicht 10 % der gesamten Studentenschaft überschreiten. Auch mußte jedes Mädchen, das studieren

¹⁹⁾ Paula Siber von Groote, Die Frauenfrage und ihre Lösung durch den Nationalsozialismus, Berlin 1933, S. 18, 20 u. 22

²⁰⁾ Schoenbaum, Hitler's Social Revolution, 1966, S. 194

²¹⁾ Die junge Arbeiterin, Beiträge zur Sozialkunde und Jugendarbeit, München 1958, S. 365

²²⁾ International Labour Review, 43, 1. Band 1941, S. 128

wollte, ein halbes Jahr Arbeitsdienstlager hinter sich bringen. Von den 10 000 Mädchen, die 1934 die Schule mit dem Abitur verließen, wurden nur 1500 zur Universität zugelassen. Der Gauleiter Giesser rät den Studentinnen auf einer Kundgebung in München folgendes: „sie sollten sich nicht an den Universitäten herumdrücken, sondern lieber dem Führer ein Kind schenken“¹⁴⁾. Das Ergebnis: von 1933 bis 1934 sank die Zahl der Studentinnen um 22 % für Medizin, 25 % für Zahnmedizin, 47,9 % für Recht und Philosophie, 52,5 % für Physik und 58 % in Geographie¹⁵⁾. Amalie Lauer sagt uns weiter: „Keine Frau wird für irgendeine Wahl als Kandidatin präsentiert; die Studentinnen, die in der Studentenvertretung Sitze inne hatten, mußten sie laut Verfügung des Reichsleiters des nationalsozialistischen Studentebundes niederlegen: diejenigen NS-Studentinnen, die Astasitze innehaben, sind sofort durch Kameraden zu ersetzen“¹⁶⁾. Wie sollte man alle diese Maßnahmen anders erklären als durch die wahre, tiefe Natur der Frau? So Dorothea Gärtner im Opferdienst der Frau: „Und das Wahlrecht nimmt man der Frau, weil sie es ja nicht mehr braucht. Der aufreibende Kampf in den Parlamenten ist nicht für den feinnervigen Organismus der Frau geeignet. Wenn nur keine Frauen gewählt werden, brauchen wir auch keine, die wählen müssen“¹⁷⁾.

Wir haben also gesehen, daß wirtschaftliche Überlegungen bestimmend für die jeweilige Regelung von Rolle und Stellung der Frauen sind. Auch kommen bevölkerungspolitische Überlegungen hinzu: „Mit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus versucht dieser dann die weitere Ausdehnung der Frauenarbeit in der Industrie abzubremsen und die Frau aus bevölkerungspolitischen Zielsetzungen zu ihrem naturgegebenen Beruf als Frau und Mutter wieder mehr zurückzuführen“¹⁸⁾.

Wie sieht aber die Arbeit der beschäftigten Frauen aus? „Alles ist im Nationalsozialismus Frauenberuf und Frauenberufung, was mit Fraulichkeit und Muttersein zusammenhängt“. So sieht die Dreiteilung der Frauenarbeit wie folgt aus:

— Wirtschaftliche Hilfstätigkeit (Arbeitslose, SA-Küchen, Nähstuben, Kleiderkammern). Sanitäre Tätigkeit (Schulungskurse im Sanitätswesen)

— Geistig-kulturelle pädagogische Erziehungsaufgaben (Beispiele fehlen in dieser Rubrik wohl mangels praktischer Auswirkung)

— National-wirtschaftliche Schulung der deutschen Hausfrauen (durch deren Hände beim Einkauf der größte Teil des deutschen Einkommens läuft)¹⁹⁾.

Die Lage der Arbeiterin im Dritten Reich wird so definiert: „Ein Standesbewußtsein fehlt den Arbeiterinnen. ‚Wir haben keinen Beruf, wir haben Arbeit‘“²⁰⁾.

¹⁴⁾ Die deutsche Universität im Dritten Reich, München 1966, S. 161

¹⁵⁾ International Labour Review, 44, 2. Band 1941, S. 621

¹⁶⁾ Amalie Lauer, op. cit., S. 10 f.

¹⁷⁾ Amalie Lauer, ebd., S. 18

¹⁸⁾ Angela Meister, Die deutsche Industriearbeiterin, Jena 1939, S. 193

¹⁹⁾ Amalie Lauer, op. cit., S. 23

²⁰⁾ Die junge Arbeiterin, op. cit., S. 367

Günther Anders
Kultur und Umweg*
Gegen eine
amerikanische Variante von Psychoanalyse

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Nichts liegt mir ferner, als durch die vorliegenden sozialpsychologischen Beobachtungen, die sich ausschließlich auf die vulgären Spielarten der Psychoanalyse beziehen, die epochale Bedeutung Freuds in Frage zu stellen. Ebenso fern liegt es mir, den Ernst der in den Vereinigten Staaten geleisteten theoretischen und praktischen psychoanalytischen Arbeit anzuzweifeln. Und es ist mir durchaus wahrscheinlich, daß die weitgehende Unterschlagung der Analyse in Deutschland und Österreich, wie sie dem Nationalsozialismus geglückt ist, kulturell bedenklicher ist als die Tatsache, daß sie drüben auch zu Groteskformen geführt hat. G. A.

Tagebuchaufzeichnungen

New York, den 15. März

Das Analyse-Racket hier nimmt ganz unvorstellbare Ausmaße an. Höchste geistliche Würdenträger versuchen (ver-

* Der Beitrag erschien 1953 in der Zeitschrift „MERKUR“. Wir danken der Redaktion für die Erlaubnis zum Wiederabdruck.

mutlich ohne je einen Blick in „Totem und Tabu“ geworfen zu haben), einen „Generalnenner“ für Religion und Analyse zu finden. So unausweichlich ist bereits (oder noch) der öffentliche Zwang dieser Bewegung. — Von Bacon oder Rousseau haben zwar meine Boys und Girls niemals etwas gehört („How do you spell them?“), aber über „orale Phase“ diskutieren sie mit einer Frische oder Gelangweiltheit, jedenfalls mit einer Unbefangenheit, als handele es sich um Dieselmotoren. Bei den meisten geht es dabei um reinen Lehrstoff: daß sie sich wirklich bewußt wären, worüber sie da sprechen, scheint mir sehr zweifelhaft. — Für manche freilich ist wohl, darüber zu reden, zur Ersatzleistung geworden, zu einer Art verbalem Libertinismus: Aber wahrscheinlich entspricht ihrer pedantischen verbalen Schamlosigkeit gar kein wirklicher Libertinismus oder wenn, dann nur als nachträgliche „praktische Demonstration“, die dem theoretischen Kurs extracurricular zu folgen hat. Für sie verhält sich die Analyse zur Liebe wie theoretische Physik zur Technik: sie beginnen mit der Theorie; ob sie das Studium bis zur praktischen Anwendung durchhalten, steht zu meist noch nicht fest. — Da sind z. B. jene Mädchen, die auf irgendeine Art von Sozialtätigkeit hinarbeiten; jede hat in den Abendstunden Libido zu büffeln; und in manchen Schulen sogar vor ihren Kolleginnen über ihre Inzestgelüste zu referieren: und wehe, wenn sie keine findet — jede hat sie, genau so wie Leber oder Nieren; und die erforderliche Punktezahl für das Examen muß erreicht werden. —

„Wie erklärt Ihr Euch“, fragte ich, „daß die Analyse hier eine so ungeheure Rolle spielt?“

„Weil wir eben progressiver als andere Länder sind.“

„Und was versteht Ihr unter ‚progressiv‘?“

„Keine Vorurteile haben.“

„Genau umgekehrt. Die Fixierung auf die Sexualität, die Euer Analyse-Racket darstellt, ist puritanisches Erbe. Don Juan war an Frauen interessiert. Nicht an Sexualität.“

„Nonsense!“ rief einer, vorurteilslos genug. „Gerade weil wir nicht Puritaner sind, sind wir Analytiker!“

„Ich werfe Euch ja gar nichts vor“, versuchte ich ihn zu beruhigen. „Keiner von Euch kann etwas für die Religionsgeschichte der letzten Jahrhunderte. Aber nur einem ehemaligen Puritaner kann es passieren, professioneller Nicht-Puritaner zu werden. Ihr seid eben polemisch abhängig.“

„Inwiefern?“

„Weil Ihr ebensowenig wie Eure puritanischen Ahnen die Liebe als Liebe seht. Sondern nur als Trieb, also als Natur. Weil Ihr genauso wie Eure Ahnen den Kulturformen von Liebe mißtraut. Sie sahen den Trieb als unreine Naturkraft. An seine Humanisierung glaubten sie nicht. Und nur durch das Sakrament glaubten sie ihn legitimieren zu können. Ihr seht die Liebe gleichfalls nur als Naturkraft, wenn auch als ‚reine‘, die von Ihren kulturellen Hemmungen befreit werden muß. Das Mißtrauen habt Ihr also von Euren Ahnen geerbt; nur daß Ihr eben die Analyse dazu verwendet, die Wertung auf den Kopf zu stellen: Ihr gebt dem Trieb ein Pluszeichen; sie gaben ihm ein Minuszeichen.“

„Als wenn wir nicht tausend gesellschaftliche und kulturelle Faktoren berücksichtigten“, meinte gekränkt ein Mädchen,

das jeden Abend nach achtstündiger Büroarbeit einen Libido-Kurs besucht, wodurch es natürlich alle Libido-Chancen seines Lebens versäumt; denn viele hier kommen vor Analyse nicht zur Liebe.

Die ganze Klasse gab ihr Beifall.

„Richtig“, sagte ich. „Als Störungsfaktoren berücksichtigt Ihr sie. Als ‚Verdränger‘, die man abmontiert, um die Sache selbst freizumachen. Was die Analyse ‚behandelt‘ (im Doppelsinne von Theorie und Praxis), ist niemals die Rolle des Sexus in der Gesellschaft; nur die Rolle der Gesellschaft im Sexus; ihre Sabotagegeschichte, die der Libido ihre Biographie verliehen hat. Denn Geschichte ist für sie die Geschichte der Triebverhinderungen.“

Da klingelte es.

„Ihr werdet noch einmal einen furchtbaren Umschlag erleben“, schloß ich warnend. „Eines Tages nämlich, wenn Ihr älter sein und mit Erfolg alles abmontiert haben werdet, dann werdet Ihr völlig nackt dastehen. Die triebhemmenden Mauern werdet Ihr abgerissen haben, und Euer Trieb selbst wird eingeschlafen sein. Mich friert, wenn ich an diese Öde denke.“

Eine ältere Dame — denn man studiert hier bis Achtzig — runzelte ihre Brauen.

„Ihr seid so stolz, im Schweiß Eures Angesichts zu lernen, direkt durchs Fenster auf die Straße des Triebs zu gelangen. Morgen werdet Ihr ins Konzert gehen, um den Schlußakkord zu hören . . . die Durchführung der Symphonie wird Euch als Verhinderung und als Umweg zuwider sein. Was sage ich ‚Ihr werdet‘? Ihr tut es bereits. Denn was Ihr im Radio hört, sind bereits die abgerahmten Hauptthemen und die geköpften Apotheosen. Alles andere habt Ihr bereits ‚verdrängt‘. Wenn Ihr es Euch angewöhnt, direkt durchs Fenster auf die Straße des Triebs zu gelangen, versäumt Ihr am Ende nicht nur den Umweg, den das Treppenhaus der Kultur darstellt, sondern eben auch die Kultur selbst.“

„Ist denn nicht die Psychoanalyse selbst ein ‚cultural value‘?“ fragte einer.

Da klingelte es zum zweiten Male.

„Und der langen Rede kurzer Sinn?“ fragte eine, und ihr Federhalter lag auf dem Papier, um mitzuschreiben.

„Daß Ihr Euch auf der langen Rede kurzen Sinn beschränken wollt“, antwortete ich. Und es klingelte zum dritten Male.

2. November

Hatte gestern mit Studenten über deutsche Lyrik, besonders Liebeslyrik zu reden. Vollkommene Begriffs- und Gefühlsstutzigkeit. Warum?

Kierkegaard sagt: Erst die christliche Tabuierung des Fleisches habe die Sinnlichkeit zur Sinnlichkeit gemacht. — Richtig. Aber ohne Tabuierung wäre auch die andere ‚Hälfte‘ nicht möglich geworden, nämlich die Liebe: Liebe, wie wir sie in der europäischen Geschichte kennen — Liebe als Kulturerscheinung.

Denn Kultur besteht in Umwegen. Und Umwege sind zumeist Umwege um Tabus. Ohne Tabus, also ohne Umwege und die durch diese Umwege er-

zeugten Spannungen hätte es niemals Liebesgeschichten gegeben. Denn wo Ziele erreicht werden, noch ehe man sich reisefertig zu machen braucht, kann es zu ‚Geschichten‘ nicht kommen. Der Volksmund, der sagt: ‚Mach keine Geschichten‘, weiß sehr genau, daß ‚Geschichte‘ und ‚Umweg‘ dasselbe bedeutet. — Daß er es ungeduldig meint, ist hier belanglos.

Da die Studenten noch nicht Lunte rochen, akzeptierten sie mein erstes Beispiel für die Identität von Kultur und Umweg ohne weiteres: Auch sie fanden den Mann, der mit beiden Händen direkt in die Spaghetti-Schüssel hineinfährt, hoffnungslos ‚unkultiviert‘, und gaben zu, daß, wer zum ersten Mal die Gabel dazwischenschalte, sich also auf einen Umweg einlasse, damit den ersten Schritt zur Kultur getan habe. — Nun aber diese gedankliche Figur auch auf die Liebe anzuwenden, hatten sie Hemmungen, und zwar sehr eigentümliche. Sie waren zu stolz auf ihre programmatische ‚Hemmungslosigkeit‘, darauf, sich von den puritanischen Reserven ihrer Ahnen (die gar nicht die ihrigen gewesen waren) freigemacht zu haben, um den Umweg-Gedanken auf die Liebe übertragen zu können. Ein paar von ihnen meinten verächtlich, ich sei prüde; und es war ganz vergeblich, ihnen glaubhaft zu machen, daß sie mit ihrem Stolz auf ihre (noch nicht einmal selbsterrungene, sondern bereits als ‚Kulturwert‘ gelernte) Anti-Prüderie zur Not in unserem Vorgestern angekommen seien. Als ich ihnen von der, vor genau hundertfünfzig Jahren geschriebenen ‚Lucinde‘ erzählte; besonders, daß Schlegel in ihr die Sanktionierung der Liebe durch Eheschließung als Ruin der Ehe dargestellt habe; und daß Schleiermacher, nachheriger Domprediger, den Schlegelschen Roman verteidigt habe, waren sie beleidigt; ähnlich beleidigt, wie als sie hörten, daß wir mit dem von ihnen gerade entdeckten Picasso als Kinder aufgewachsen waren. —

Schließlich entschloß ich mich, ohne viel Mystifikation über Umweg und Umweglosigkeit zu sprechen und sagte: Wer beim erstbesten oder erstschlechtesten Zwitschern des Sexualappetits sofort mit beiden Händen in den Spaghetti-Topf hineingreifen könne, der sei zu bedauern. Er betrüge sich um alles: Um die Vorfreude des langsamen Auftauchens des Gasthofes; um das Abwägen des Menüs; um das Warten; um den weißgedeckten Tisch; um den Duft vor dem Essen; um die hors d'oeuvres; um das Dessert. — Das beeindruckte sie wenig. Die Hauptsache sei die Hauptsache. — Richtig, sagte ich, sie ist die Hauptsache. Und die verliert Ihr. Denn Ihr betrügt Euch eben nicht nur um Werbung, Spiel und Geheimzeichen, sondern um die Freude selbst. Ohne Leidensweg sei die Apotheose jämmerlich, ohne Überwindung der spannenden Umwege die ‚Hauptsache‘ bloßer ‚fun‘ und rasch vergessen, weil nie vorbereitet; kurz: sie machten nichts daraus. Und ‚etwas aus etwas machen‘, gleich ob Brot aus Getreide, oder ob Liebe aus Sexus — das eben sei ‚Kultur‘.

Ob sie vielleicht in der Droschke zur Schule kommen sollten, fragte einer. — „Die Umweglänge“, antwortete ich, „hängt von der Größe des Zieles ab“. Freilich habe es Kulturen gegeben, deren letzte Ziele ziemlich gering gewesen seien, die aber durch Ausbildung von Umweg-Systemen sich ihre Zeit ganz gut vertrieben hätten. Diese Systeme seien so dicht

und so zeitausfüllend gewesen, daß sie die Ziele völlig verdeckt hätten. — Daß ich von Ihnen selbst sprach, ahnte keiner. — Jedenfalls hinge die Länge des Umweges von der Größe des Zieles ab. Wenn sie auf ihren anti-puritanischen Knopf drückten und prompt erhielten, was sie wünschten, sei es, als wenn man ihnen in einem Konzert sofort und prompt den rauschenden Schlußakkord servierte, wofür sie sich wohl, besonders wenn er lange währte, bedanken würden. „Das Prompte“, schloß ich, „ist das Barbarische“. — Bei dem Vergleich lächelten zwar zwei oder drei, aber doch ängstlich und ohne Vergnügen, weil sie den Analogie-Schluß nicht wahrhaben wollten. Und warum, abgesehen von ihrem beinahe professionellen Anti-Puritanismus, wollten sie das nicht?

Weil die Identifizierung von Kultur und Umweg (oder Zielverzögerung) dem herrschenden Ideal der Zeit: dem des Praktischen, ins Gesicht schlägt.

Zwar ist auch das „Praktische“ (das „Gerät“) stets etwas „Zwischengeschaltetes“. Aber der Daseinsgrund dieses Gerätes ist eben (mindestens angeblich) Wegverkürzung, nicht Wegverzögerung. Daß mit steigendem Wettlauffieber das Ziel des Wettlaufs immer unwichtiger wird, merken sie gar nicht. Denn wie für die Kultur die Zielverzögerung, so wird für sie die Wegabkürzung zum Ziel. Nicht, um irgendwo anzukommen, kaufen sie ihren car, sondern um zu fahren. Daß man dabei notwendigerweise eben auch irgendwo ankommt, ist belanglos: man kommt eben an, wenn das Gasolin ausgeht. (Freilich ist es schon fraglich, ob sie den car zum Fahren kaufen. Denn viele fahren nur deshalb schnell, weil man anders nicht beweisen kann, daß man einen guten Wagen habe; und wahrscheinlich ist die gesellschaftliche Sicherheit des „Habens“ eigentliches Ziel. Denn sie sind, was sie haben. —)

Gleichviel: aus diesem Ideal der Wegabkürzung kann die Hemmung der Studenten, meinen Kulturbegriff auch auf die Liebe auszudehnen, viel plausibler erklärt werden, als aus dem Zerfall des Puritanismus. Vielleicht ist der Zerfall des Puritanismus sogar selbst bereits ein Nebenprodukt des Pragmatismus: Wenn z. B. die (antipuritanisch verstandene) Psychoanalyse hier täglich ansteigt, so hat das jedenfalls auch im Ideal der Wegabkürzung seinen Grund: beide, Pragmatismus wie Analyse, kämpfen gegen „Hemmungen“. Hemmungen sind Verzögerungen; Verzögerungen Zeitverluste; Zeitverluste Geldverluste . . . kurz: die Analyse-Mode ist, mindestens auch, eine sich modern gebende Welle auf einem ziemlich alten Wasser. Das Produktionstempo soll gesteigert werden.

Selbst das abstruse *qui pro quo* von Weg und Ziel findet hier zuweilen statt. Tatsächlich verwenden viele die Analyse wie das Auto: so wie vielen der Wagen wichtiger ist als das Fahrtziel, so ist manchem die psychoanalytische Behandlung wichtiger als die Liebe. Ich weiß von einem amerikanischen Intellektuellen, der sich darauf einließ, eine reiche alte Hexe zu heiraten, um sich eine prima frische Analyse leisten zu können. *A la bonheur.*

9. November

Die amerikanische Studentin, die von Goethes Liebesgedichten keinen Hauch verspürte, ist nicht nur verheiratet, son-

dern sie hat sogar ein Kind. „Sie ist Mutter“ zu sagen, hab' ich Widerstände, denn sie drückt die Schulbank und macht fleißig Aufsätze, zum Beispiel über „Self-expression and cultural value“. — Da sie so jung schon Ehefrau ist, könnte man vermuten, sie habe, im Unterschiede zu Mädchen aus Europa, ihre erste Liebe geheiratet. Davon kann keine Rede sein. Sie hat geheiratet, lange ehe die erste Liebe überhaupt an ihre Türe geklopft hatte; gewissermaßen als sie das erste Piepsen des Geschlechts hörte oder versehentlich provozierte. Sie hatte bereits getrunken, ehe sie auch nur vom Hörensagen gewußt hatte, daß es mehrere Weinsorten gibt.

16. November

Vor einer Woche besprach ich mit meinen Studenten die Typen menschlicher Passivität... wobei ich „Drang“, „Trieb“, „Sucht“ und „Zwang“ unterschied bzw. zu unterscheiden vorhatte. Um die Unterschiede einzuprägen, erfand ich hybride Zusammensetzungen wie „Verdauungstrieb“, „Schreibdrang“, „Selbsterhaltungssucht“ usw. und begann dann ausführlich mit dem „Drang“. „Drang“, so erklärte ich, wolle nur „loswerden“, er habe also noch kein intentionales Objekt, keinerlei Weltbeziehung, daher auch nichts, was er „kultivieren“ oder was an ihm kultiviert werden könnte.

Heute hatte ich nun vor, zum „Trieb“ überzugehen, ließ aber L. N. vorher wiederholen, was er erst einmal ganz anständig tat, bis er am Ende — ich traute meinen Ohren nicht — als Kronbeispiel des „Drangs“ den Geschlechtstrieb anführte. Niemand widersprach. Auch ich nicht. Schließlich fragte ich, wohl etwas trübsinnig, ob er noch andere Beispiele anführen könnte. Ich hätte das nicht tun sollen. „Aber gewiß“, meinte er munter, „Self-expression“.

Kurz: Geist und Liebe auf der Ebene der Verdauung.

17. November

Die gestrige Erfahrung ist aus zwei Gründen wichtig. Wo, wie eben hier in Amerika, Säkularisierung und Naturalisierung einsetzt, ohne von Naturbejahung oder gar dionysischer Naturvergötterung begleitet zu sein, kann eben der Trieb als Trieb auch nicht positiv gewertet werden. Nur als „Drang“ kann er anerkannt werden, als Drang, dem man seine Entspannung gönnt. Wiederum wie die Verdauung.

Das Ideal wäre eigentlich, keinen Sexus zu haben. Aber hier Kor. 17 zu zitieren (es sei besser zu heiraten als Glut zu leiden), wäre völlig verfehlt. Das hiesige Motiv hat mit dem paulinischen nichts zu tun.

Denn hier ist es so: Wer Glut litte, würde diejenige Tätigkeit beeinträchtigen, die hier wirklich „zählt“, also den Konkurrenzkampf, der, mindestens ideologisch, nicht nur als Mittel, Geld zu machen, sondern als Vitalitätsprobe gilt. Fast alle Reserven von „Triebkraft“, die früher dem Triebe angehört hatten, hat er in sich hineingesogen. Im Grunde ist er ein zur Institution gewordener Eifersuchtskampf, dessen Kampfobjekt de-sexualisiert ist; der Monopolist hat das Erbe des erotischen Triumphators angetreten.

Da es nun aber zum Wesen des Wettkampfes gehört, daß ein Nebenbuhler nach dem anderen ausfällt, kurz; daß die

meisten von ihm ausgeschaltet bleiben, hat sich etwas Drittes: ein Ersatz für den Triebersatz ausgebildet, und zwar im Sport. Es gibt kaum einen Amerikaner, der nicht, sei es aktiv, sei es als Publikum, mehr Leidenschaft und Ekstase in die sportliche Konkurrenz investierte als in sein Triebleben. Wer zum ersten Male das erhitzte Gesicht eines Radiohörers sieht, der, aus unerfindlichen Gründen passiver Anhänger der Mannschaft A, ungeduldig strampelnd und unartikulierte Töne ausstoßend, Sieg oder Niederlage miterlebt, der glaubt, der Zeuge eines im luftleeren Raume stattfindenden Orgasmus zu sein. Und bei dieser Gelegenheit „to swoon“, das heißt: süß hinzuschmelzen, ist nicht unüblich. (Zwar geraten sie auch beim Hören von Sexualmusik in einen solchen Zustand; ihre privaten Liebesbeziehungen dagegen machen sie nicht „swoon“; im Gegenteil: um das Zusammensein mit ihrem girl-friend zu genießen, drehen sie das Radio an, das ihnen den Sexualreiz, bereits vorgekaut, offeriert, den sie eigentlich durch ihr Beieinandersein erzeugen sollten.)

19. November

Immer wieder verblüffend die Familienähnlichkeit, die zwischen diesen angeblich Befreiten und ihren Ahnen, den Puritanern, besteht. Polemische Abhängigkeit.

Freudige Bejahung der Lust hier so wenig wie dort. Und hier wie dort ist es selbstverständlich, daß das Geschlechtliche „Mittel zum Zweck“ ist. Glückliche Zeiten, da es noch als Mittel galt zur Gründung einer Familie. Denn heute ist der Zweck ausschließlich hygienisch: Askese ist ungesund.

Aber die Lust ist nicht nur (wie im Puritanismus) etwas „Zusätzliches“, nicht nur Rabatt, sondern auch (wieder wie dort) ein gefährlicher Rabatt. Glückliche Zeiten, da das Risiko noch paulinisch verstanden wurde. Denn heute ist die Gefahr ausschließlich geschäftlich. Warum geschäftlich?

20. November

Glück ist, mit Aristoteles, eine „entelecheia“, d. h. selbst nicht mehr zu etwas da. Für die vernünftigen Griechen war dieses „Nicht für etwas Dasein“ das Höchste: nämlich das, wofür man sich in Bewegung setzte.

Aber „Nicht für etwas Dasein“, das summum bonum, kann auch mißverstanden werden: Was zu nichts da ist, taugt zu nichts, ist also wertlos. — Zu diesem Mißverständnis, oder richtiger: zum Mißgeschick solcher Pervertierung sind nun die meisten hier verurteilt. Das Glück hat keinen „Wert“, weil es „für nichts“ Wert hat; der Zweck keinen „Wert“, weil er kein Mittel ist; das Ziel keinen „Wert“, weil es kein Weg ist und keine Bewegung. Denn auf Bewegung kommt es hier an, nicht aufs Ankommen. Auf „life-long-learning“ zum Beispiel, nicht auf Wissen oder gar Weisheit; auf Autofahren, nicht auf den Aufenthalt. Die Selbststeigerung dieses ungeheuren Systems der Mittel, das Zwecke nicht aufkommen lassen darf, ist also, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, das einzige „Ziel“ dieses perpetuum mobile. Jeder hat mitzurennen, und zwar um die Wette. Für den Renner aber darf es Glück oder Lust nicht geben... es sei denn, das Glück, zu

rennen. Denn das Glück wäre ja genießendes Ausruhen in etwas; und wer ausruht, hat das Unglück und die Unlust, überholt zu sein. — Also: Ziele sind hier unmöglich, weil sie die Mittel sabotieren würden.

Es gibt nichts, und es kann nichts geben, was sich diesem System der Mittel entzöge. Innerhalb seines Horizontes findet auch das Geschlechtsleben statt; eingeschaltet in ein wildes System sich steigernder Mittel; also hat auch der Sexus etwas zu sein, was „gut für etwas“ ist (das seinerseits gut ist für ein Drittes und so weiter... für „Unendlichkeit“ ist gesorgt). Die Frage: „Is Sex Necessary?“ ist nicht nur der witzige Titel eines hier viel gekauften Buches: wäre die Frage nur ein Witz, sie wäre als Buchtitel niemals von einem Verleger akzeptiert oder erfunden worden. Klar ist vielmehr: Wenn sex nur „Genuß“ ist, dann ist er nicht nur überflüssig, sondern abträglich. Wofür sollte der Genuß nötig sein, da er ja als Genuß „Ziel“ wäre, nicht Mittel; also nicht Bezug hätte auf etwas Anderes? — Dagegen ist er bejaht und durch alle Klauseln der „Freiheit des Ausdrucks“ geschützt, wo er, zum Beispiel in der Vergnügungsindustrie, oder für Strumpfreklame als Mittel eingesetzt werden kann. Denn „reizende“ Strümpfe werden hier nicht aus sex-Gründen verkauft, vielmehr wird sex aus Strumpfverkaufsgründen gereizt. Dann ist er „zu etwas da“ und erlaubt. Aber wie eng, den Sexus nur unter dem Gesichtspunkt der Lust zu betrachten. Wie steht es denn mit der Unlust? Mit der Unlust, die sich mit der Nicht-Ausübung der Geschlechtstätigkeit verbindet? Vielleicht ist die praktisch oder unpraktisch. Das ist tatsächlich der Gesichtspunkt, unter dem man den Sexus hier ansieht. Da die Nicht-Ausübung ungesund ist, ist „sex necessary“. — „You will write a far better statistical paper“, sagte der Berater, „once you have gotten rid of your d...tension“. Und wer dann durch eine „good riddance“ arbeitsfähig ist, kann sein Examen bestehen, um einen Job zu finden, um ein Auto zu kaufen, um, um, um. Das Perpetuum mobile ist glatt und schnurrend im Gange. Kurz: als Mittel ist Sex erlaubt, während seine Verwendung als Glück oder Lust eine Unterbrechung der Bewegung, des Wettkampfes, also der unendlichen Vermittlungstätigkeit wäre: also zum Schaden gereichte.

Bejahung, um loszuwerden: Das steht im Hintergrunde der hiesigen De-tabusierung des Geschlechtlichen.

27. November

Eine der Studentinnen — sie sieht aus wie die geborene Handarbeitslehrerin — bringt unermüdlich Sexualbeispiele; die Vokabel „Inzestangst“ hat sie so ständig zwischen den Zähnen wie einen chewing gum; in regelmäßigen Abständen nimmt sie ihn dann aus dem Munde. Das Erstaunliche ist, daß sie mich dabei siegreich anblickt: offenbar erwartet sie auf Grund dieses Wortes gute Noten, als bewiese ihr verbaler Sexualfleiß Fortschritt in Richtung „Natur“. Den Spätstil Rembrandts hatte sie schon vor Wochen mit diesem Worte „erklärt“. Während meiner Analysen der Stilleben von Cézanne wurde sie unruhig. „Und Cézannes Inzestangst?“ warf sie schließlich ein, voll Triumph, mich auf solch einer Auslassung zu ertappen.

Tendenzen Im spanischen Faschismus

Martin Raisch

Zur wirtschaftlichen Entwicklung in Spanien

Der 26. September 1953 gilt als Schlußstrich unter die Politik strikter Autarkie, die Generaldiktator Franco vom Ende des Bürgerkrieges über den zweiten Weltkrieg hinweg unverdrossen durchhielt. An diesem Tage ratifizierte er den amerikanisch-spanischen Hilfs- und Verteidigungsvertrag, der ihn international salonfähig machte: 1955 konnte er in die UNO einziehen. Den neuen außenpolitischen Kurs setzte er im Jahre 1959 fort mit dem Beitritt zur OEEC (der Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit), zur Weltbank und zum Internationalen Währungsfonds. Gleichzeitig verkündete er ein Stabilisierungsprogramm für die Wirtschaft. Ein Wendepunkt franco-spanischer Politik schien erreicht.

Den Kurswechsel feierten jene stürmisch, denen marktwirtschaftliche Finanztechnik schon als demokratisch gilt; ob die Instrumente wirklich ins System schnitten, bleibt zu untersuchen.

Die Reform von 1959 soll das mäßige Wachstum der Produktivkräfte des Landes beschleunigen, dem das Regime bisher auf vielen Gebieten den Anschluß an den Entwicklungsstand vor der Machtübernahme schuldig blieb.

Wirtschaftliche Grundlage des Programms ist die Arbeitskraft von zwölf Millionen Erwerbstätigen; das sind 42 Pro-

zent der Gesamtbevölkerung (BRD 46 Prozent). 67 Prozent aller Männer (BRD 63 Prozent) und 19 Prozent der Frauen (BRD 41 Prozent) sind berufstätig.

Etwa 50 Prozent der Arbeitskräfte sind in der Landwirtschaft und in verwandten Produktionszweigen eingesetzt; sie erzeugen aber nur ein Viertel des gesamten Inlandprodukts. Für die Unergiebigkeit des landwirtschaftlichen Produktionssektors sind neben den schlechten Bodenverhältnissen in großen Teilen des Landes, einem Relikt der Wirtschaftsmethoden früherer Jahrhunderte, vor allem die Besitzverhältnisse verantwortlich. Die offizielle spanische Statistik hält sich hier sehr zurück: die letzten Angaben stammen aus dem Jahre 1930. Zur groben Kennzeichnung der inzwischen eher noch verschlimmerten Verhältnisse dürften sie dennoch ausreichen.

Etwa zwei Prozent der Landbesitzer verfügen über knapp die Hälfte des nutzbaren Bodens; dagegen teilen sich 87 Prozent der Landwirte in einen Bodenanteil von nur 30 Prozent mit 97 Prozent aller Parzellen. Die dem Großgrundbesitz gehörende Bodenhälfte macht nur 0,4 Prozent der Parzellen aus. Das bedeutet neben geringer Größe der landwirtschaftlichen Betriebe auch noch Aufspaltung der Miniaturflächen; die Latifundien hingegen bilden riesige geschlossene Areale. Die Betriebsgrößenanteile (für 1930) sind nachstehend ausgewiesen.

Besitzer	Betriebsgrößenklasse	Nutzbare Fläche
37,8 Prozent	unter 1 ha	8,6 Prozent
48,8 Prozent	1 — unter 10 ha	22,0 Prozent
11,2 Prozent	10 — unter 100 ha	20,8 Prozent
2,0 Prozent	100 — unter 1000 ha	33,3 Prozent
0,2 Prozent	1000 ha und mehr	15,3 Prozent

Mechanisierung ist noch weitgehend unbekannt; im Durchschnitt kommt auf 1000 Hektar ein Traktor. Feudalideologie und Betriebsstruktur konservierten die mittelalterlichen Produktionsmethoden. Die geringe Nachfrage lastet nicht einmal die unbedeutende Kapazität der einheimischen Landmaschinenproduktion aus. Borniertheit auf der einen Seite, Armut und Unbildung auf der anderen verhindern bisher auch einen nennenswerten Einsatz mineralischer Düngemittel, die Spanien reichlich für den Export produziert.

Während unter diesen Verhältnissen die landwirtschaftliche Produktion seit 1930 nur um 6—8 Prozent wuchs, vermehrte sich die Bevölkerung um ein Viertel. Das bedeutet einen Rückgang der Agrarproduktion pro Kopf der Bevölkerung um etwa 15 Prozent und damit einen entsprechenden Rückgang des individuellen Einkommens der Landwirte.

Trotz minimaler Produktivität stellt die Landwirtschaft den höchsten Anteil an der Ausfuhr, denn die Produktions-

kosten liegen niedrig; sie belaufen sich im wesentlichen auf die Kosten zur Reproduktion der beispiellosen Landarmut.

Die Industrie beschäftigt ein Viertel der Erwerbstätigen, die etwa ein Drittel des Inlandprodukts erzeugen. Die Industrialisierung hatte praktisch erst zu Anfang dieses Jahrhunderts eingesetzt, weil hohe Einkünfte aus Kolonialbesitz der herrschenden Schicht bis dahin eigene industrielle Anstrengungen als überflüssig erscheinen ließen.

Mit einer solchen Wirtschaft war die vom System angesteuerte Autarkie des Landes nicht zu erreichen. Franco setzte daher im Jahre 1939 ein Industrialisierungsprogramm in Gang, das die Voraussetzungen einer vom Ausland unabhängigen Industrie schaffen sollte. Schwerpunkte bildeten die Energieerzeugung, das Verkehrsnetz und die Grundstoffindustrie. Mit der Gründung einer staatlichen Holdinggesellschaft, dem Nationalen Industrie-Institut, legte er den Boden für den spanischen Staatskapitalismus. Heute besteht das INI aus 65 Großunternehmen mit einem Kapital von 55 Mrd. Peseten¹; es beherrscht unangefochten den Markt.

Trotz aller Anstrengungen und auch unbestreitbarer Erfolge bleibt die Industrialisierung noch weit hinter den Erfordernissen einer modernen Wirtschaft zurück. Die Stahlverbrauchsquote pro Kopf der Bevölkerung, ein einfacher und brauchbarer Gradmesser für den technischen Entwicklungsstand moderner Gesellschaften, liegt mit 42 kg pro Jahr extrem niedrig. Sie ist in Italien doppelt, in den USA zehnmal so hoch.

Die Industrie kennt nur wenige Mittelbetriebe. Neben die kleinen und fast hoffnungslos veralteten, auf staatliche Protektion angewiesenen Unternehmungen aus der Zeit der Monarchie stellten das INI und einige halbstaatliche Bankenkonsortien eine Reihe von Großunternehmen, deren ökonomische Rationalität bis heute noch nicht überprüft werden kann. Darüber hinaus verzerrte sich in einem Gewirr von Reglementierungen und Privilegien die industrielle Struktur immer weiter. Internationale Wettbewerbsfähigkeit gewährleisten daher neben staatlichen Subventionen in erster Linie die nächst Portugal niedrigsten Löhne Westeuropas; das durchschnittliche Monatseinkommen der unselbständig erwerbstätigen Bevölkerung liegt mit etwa 3000 Peseten nur wenig über dem physischen Existenzminimum der meist kinderreichen Familien, auf dem Lande oft darunter, wo Almosen und Bettel den Ausgleich schaffen.

Offiziell kennt Spanien kaum Arbeitslosigkeit. Das hat vor allem zwei Gründe: einmal gibt es keine ausreichende Arbeitslosenversicherung, so daß sich kaum jemand registrieren läßt, zum andern besteht ein Gesetz, das es dem

1 Zum Vergleich: das Kapital aller privaten Aktiengesellschaften Spaniens beträgt etwa 200 Mrd. Peseten.

Arbeitgeber verbietet, Arbeitskräfte zu entlassen². Schätzungen vermuten jedoch allein auf dem Lande eine versteckte Arbeitslosigkeit von über zwei Millionen Lohnarbeitern, die im Jahr für weniger als 100 Tage Beschäftigung finden. Zudem verstärkt sich die Reservearmee der Arbeitskraft durch ein rasches Bevölkerungswachstum, das nur durch zeitweiliges Öffnen der Auswanderungsbüros verlangsamt wird.

Vor diesem Hintergrund wuchs das Sozialprodukt zwischen 1950 und 1958 jährlich um 4,9 Prozent je Einwohner. Die gesamte reale Steigerung in diesem Zeitraum betrug 56 Prozent, bzw. 47 Prozent je Einwohner oder 41 Prozent je Beschäftigten³. Diese Wachstumsrate reicht aber bei weitem nicht aus, die vergleichsweise kleine Wirtschaft Spaniens den Anschluß an die hochindustrialisierten Länder finden zu lassen, deren Zuwachsraten zum großen Teil höher liegen. Die neuesten Zahlen über die Verwendung des Sozialprodukts stammen aus dem Jahre 1954. Sie weisen den Konsum mit 73 Prozent (BRD 59 Prozent) aus; entsprechend niedrig blieb mit 15 Prozent (BRD 21 Prozent) die Bruttoinvestition, eine Schlüsselvariable des Wirtschaftswachstums.

Solange das Regime kein Interesse am Kapitalimport zeigte, war es zur Realisierung seiner Industrialisierungspläne darauf angewiesen, Konsumverzicht zu erzwingen; denn der direkte Weg freiwilligen Sparens war versperrt. Einmal gab es für den größten Teil des Volkes objektiv keine Möglichkeit, auch nur zeitweilig einen Teil seines Einkommens nicht zu verbrauchen; der herrschenden Klasse wiederum ist privatkapitalistischer Akkumulationstrieb weitgehend fremd geblieben. So griff die Wirtschaftsführung zu einem alten Rezept: sie finanzierte inflationär. Ohne Rücksicht auf die niedrige Sparquote steigerte sie Jahr für Jahr die Staatsausgaben und setzte damit einen Inflationsprozeß in Gang, der die Produktionsmittelbesitzer nichts kostete: durch immer neue Anlage ihrer Erträge in Sachmitteln bauten sie wertbeständige Lager auf, mit denen sie sich vor der auszehrenden Wirkung des Währungsverfalls schützten. So ging die staatliche Kapitalbildung voll zu Lasten der Lohnarbeit und der kleinen Pächter. Der Preisindex für die Lebenshaltung (1950=100) stieg von 29 im Jahre 1939 auf 164 im Jahre 1959. Das bedeutet eine Steigerung des Preisniveaus der lebenswichtigen Güter um das 5,6-fache. Allein von 1950 bis 1959 kletterte der Index um 64 Prozent. Lohnerhöhungen glichen von Zeit zu Zeit die Löhne wieder dem Preisniveau an; ob die Lohnarbeit allerdings am realen Anstieg des Volkseinkommens Anteil

2 Das Gesetz dient als Begründung für das Streikverbot. Es wird häufig durch Abschluß von Arbeitsverträgen auf Zeit umgangen.

3 Die Differenzen ergeben sich aus dem Bevölkerungswachstum bzw. der noch stärkeren Zunahme der Zahl von Erwerbstätigen.

hatte, ist nicht auszumachen. Die letzte publizierte Verteilungsrechnung des spanischen Sozialprodukts datiert aus dem Jahre 1954; Lohnstatistiken existieren nur für einige ausgewählte Facharbeiterberufe.

Die große Staatsnachfrage nach hochwertigen industriellen Importgütern brachte auch die Zahlungsbilanz in immer größere Schwierigkeiten, da mit vergleichsweise geringwertigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen und industriellen Rohprodukten ausgleichende Exporterlöse nicht zu erzielen waren. Das Regime verzichtete überdies darauf, die Exportchancen von den Produktionskosten her zu verbessern; dazu wären erhebliche Strukturwandlungen erforderlich gewesen. Statt dessen zahlte man Exportprämien aus der Staatskasse, vergab Importlizenzen und laborierte mit einem unübersichtlichen Geflecht multipler Wechselkurse, die das Zahlungsbilanzgleichgewicht durch ein differenziertes System niedriger Export- und hoher Import-Dollarkurse erzwingen sollten. Verteuerung und Mengenbeschränkungen der Importe betrafen aber in erster Linie die private Nachfrage; für die Staatseinfuhr bestanden kaum Restriktionen.

Die staatliche Kapitalakkumulation mit ihren Begleiterscheinungen wirtschaftlicher Misere hatte im Jahre 1959 einen Stand erreicht, der einen für das System gefahrlosen Übergang zu einem formal liberaleren ökonomischen Kurs erlaubte. Ein solcher Kurs mußte das Regime international aufwerten und neue Unterstützungsmaßnahmen auslösen, während die Herrschaftsverhältnisse unberührt bleiben konnten.

Am 20. Juli 1959 verkündete Franco das vom Internationalen Währungsfonds und von der OEEC unterstützte Stabilisierungsprogramm. Es richtete sich zunächst gegen die Inflation und erforderte daher eine wirksame Reduzierung der Hauptursache der ständigen Übernachfrage, des staatlichen Defizits. Der Haushaltsfehlbetrag für 1959 wurde von ursprünglich vorgesehenen 18,7 Mrd. Peseten auf 13,4 Mrd. zurückgesetzt: die Finanztechniker strichen 1,3 Mrd. von der Ausgabenliste und erhöhten einige Verbrauchssteuern, um weitere 4 Mrd. abzudecken. Die verbleibenden 13,4 Mrd. Peseten sollten die USA mit einem 4-Mrd.-Kredit, der Kapitalmarkt mit 6 Mrd. und die Staatsbank durch Geldschöpfung mit 3,4 Mrd. finanzieren. Die Geldschöpfung des Vorjahres hatte noch 11,1 Mrd. Peseten betragen. Gleichzeitig setzte der Staat die Zinssätze drastisch herauf, beschränkte das Kreditvolumen und drosselte dadurch auch die Nachfrage der Unternehmungen.

Mit dem Inflationsstop verband sich weiterhin eine durchgreifende Umkonstruktion des Außenhandels: Im ersten Schritt wurde die Pesete abgewertet; ein einheitlicher Kurs von 60 Peseten für den Dollar löst das System der multiplen Wechselkurse ab. Die Regierung zwang außerdem die Importeure, 25 Prozent des Einfuhrwertes bei der Staatsbank im voraus zu hinterlegen und verschärfte so,

über den Zinsverlust, die Abwertung. Ferner verschwanden, vorerst mit Ausnahmen, Exportsubsidien und Importsteuern. 50 Prozent der Einfuhren von Privaten wurden liberalisiert; für einen weiteren großen Anteil entfielen die individuellen Importlizenzen zugunsten globaler Kontingente. Verbleibende restriktive Vorschriften, vor allem im internationalen Kapitalverkehr, sollten allmählich weiter abgebaut werden.

Die Auswirkungen ließen nicht lange auf sich warten. Mit abgewerteter Pesete und einer gesegneten Ernte reüssierten die Exporteure auf dem Weltmarkt. Auch die Costa Brava hatte sich ganz ausgezeichnet verkauft. Die Einfuhr blieb dahinter zurück. So konnte die Zentralbank den ersten Außenhandelsüberschuß seit 1951 buchen.

Aber gerade der zögernde Import mußte aufhören lassen. Wie sich bald herausstellte, traten die privaten Unternehmer nicht so sehr wegen der hohen Preise kurz — die Abwertung hatte ja die Einfuhr verteuert — vielmehr liquidierten sie die Inflationslager, um Kasse zu machen. Noch bot die Wirtschaft ein freundliches Bild. Lagerabbau, verminderte Staatsnachfrage und die reiche Ernte stärkten das Warenangebot und stoppten den Preisauftrieb. Aber die zusammengestrichenen Investitionspläne kündigten die Rezession an. Die spanischen Unternehmer hatten auf ihre Weise reagiert: bedroht von der internationalen Konkurrenz, hielten sie hohe Konten für sicherer als neue Maschinen. Mit dem einsetzenden Produktionsrückgang wuchs die Arbeitslosigkeit. Der offiziell registrierte Anstieg von 82 000 Arbeitslosen im vierten Quartal 1958 auf 112 000 im ersten Quartal 1960 gibt ihr tatsächliches Ausmaß nur unvollkommen wieder. Wegen der Entlassungssperre tarnte sie sich als Kurzarbeit. Zudem kürzten die Unternehmer die lebensnotwendigen betrieblichen Prämien und Sonderzuschüsse zum Tariflohn, der schon bis dahin nur etwa die Hälfte der Reproduktionskosten der Arbeitskraft gedeckt hatte. Erst Streiks stellten klar, wie das von der Staatspresse so hochgelobte Stabilisierungsprogramm im Volke ankam. Die Arbeiter setzten Lohnerhöhungen durch.

Der Regierung gelang es bisher nicht, die privaten Unternehmer wieder zur Investition zu veranlassen. Um die sinkende Nachfrage zu stützen, verstärkte sie ständig ihre Ausgaben. Sie hielten die Rezession auf, ein genereller neuer Aufschwung ist jedoch noch nicht in Sicht.

Ausländisches Kapital zeigte lange keine besondere Neigung zur Investition in Spanien. Das Regime hatte privatkapitalistische Anlagen von Ausländern unter scharfer Kontrolle gehalten, den Gewinntransfer untersagt, die Freizügigkeit der Kapitalbewegung stark beschnitten und die Höchstbeteiligungsquote an spanischen Gesellschaften niedrig gehalten. Ausländisches Kapital hatte sich daher mehr in solchen Unternehmen halbstaatlicher Art engagiert, an deren Produktion das Regime besonderes In-

teresse zeigte und wo es folglich entgegenkommen mußte, etwa in der Rüstungsindustrie.

Nach den inzwischen weitgehend aufgehobenen Beschränkungen und der Annäherung Spaniens an die EWG wird ein stärkeres Engagement des Auslandes in erster Linie noch davon abhängen, wie schnell das Regime der Stagnation Herr wird.

Es wäre falsch, den wirtschaftspolitischen Richtungswechsel allein als Manöver zur Stärkung der Staatskasse abzutun oder darin nur ein taktisches Zugeständnis an das kapitalistische Ausland zu sehen, von dem sich das Regime Stärkung erhofft. Andererseits sind die Eingriffe ins Wirtschaftssystem nicht auf eine grundsätzliche gesellschaftliche Umkonstruktion hin konzipiert; mißt man einmal das Stabilisierungsprogramm an den wirtschaftlichen Strukturverhältnissen, so zeigt sich das deutlich: Mit keinem Wort sind die landwirtschaftliche Besitzverteilung und das Staatskapital erwähnt. Es bleibt beim Verbot einer unabhängigen Organisation der Lohnarbeit. Daran soll offenbar auch in Zukunft nicht gerührt werden.

Auf den ersten Blick scheint das Stabilisierungsprogramm mit seinen dem marktwirtschaftlichen Instrumentenkasten entliehenen Reparaturwerkzeugen überhaupt inkompatibel mit der bestehenden Korporativorganisation der Gesellschaft. Daraus den Schluß zu ziehen, die neuen jungen Herren in Spanien, die Minister Castiella, Ullastres und Bravo, steuerten auf einen Kapitalismus liberaler Prägung zu, mit dem sich auch das starre Herrschaftssystem allmählich aufweichen ließe, unterstellt eine individualpsychologische Erklärung für die Kursänderung, etwa eine vom westeuropäischen marktwirtschaftlichen Kapitalismus ausstrahlende Faszination, der die Führung Spaniens schließlich erlag. Mit der Unvereinbarkeitshypothese wird jedoch von vornherein die historische Möglichkeit einer neuen Form des Systems ausgeschlossen, in der anstelle der rohen Staatsmacht die modernen kapitalistischen Techniken zur Steuerung der Produktion und ihrer Verteilung die Ordnung der ständestaatlich organisierten Gesellschaft aufrecht erhalten⁴. Mit dem Aufbau des industriellen Staatskapitals erreicht die kleine, im Staat verkörperte Oberschicht des großen Grundeigentums, der Banken und der Schwerindustrie jetzt eine Konzentration der wirtschaftlichen Macht, die dem von der marktwirtschaftlichen Theorie vollkommener Märkte postulierten rationalen Selbststeuerungsprinzip sicherlich keinen Platz läßt. Aber auch die hochentwickelten Marktwirtschaften Westeuropas funktionieren nicht nach dem Modell der atomistischen Konkurrenz. So reduziert sich heute der wirtschaftsorganisatorische Unterschied der Systeme auf eine quantitative Differenz im Monopolisierungsgrad, die es keines-

⁴ Vgl. dazu Christian Riechers, Spaniens Mythos des 20. Jahrhunderts. Das Argument Nr. 20, S. 53.

wegs grundsätzlich verbietet, die geschmeidige Steuerungstechnik moderner kapitalistischer Ökonomie, den markt-konformen Staatseingriff, für Spanien zu übernehmen. Zweifellos muß noch viel gefeilt werden, ehe das reibungslos läuft; aber die Revision kann sich auf die Ablösung alter Vorstellungen beschränken, die ökonomische Basis bedarf lediglich der Verbreiterung und eines höheren technischen Wirkungsgrades. Darauf zielt die dem ausländischen Kapital jetzt eingeräumte Freizügigkeit ab: sein direkter Einsatz in der spanischen Industrie stärkt unmittelbar die Produktivkraft der Gesellschaft; sein Auftreten auf dem Warenmarkt setzt internationale Maßstäbe und bedeutet dennoch keine bedrohliche Konkurrenz für das spanische Staatsmonopol, dem immer der Rückgriff auf die Staatskasse bleibt.

Dagegen werden die kleinen Unternehmer hart getroffen. Sie können Anschluß an das Staatskapital suchen oder ausländische Beteiligung aufnehmen. In beiden Fällen wird das Planziel erreicht: staatliche Investition in Privatunternehmen erweitert die Macht des Staatsmonopols⁵; private ausländische Beteiligung andererseits sorgt für die Modernisierung der veralteten Betriebe, ohne daß staatliche Investitionsmittel bereitgestellt werden müßten — eine möglicherweise gefährliche Konzentration der Beteiligungen wird dabei durch die internationale Konkurrenz verhindert.

Eine schnelle Industrialisierung hilft auch bei der Lösung der Agrarprobleme: die einsetzende Nachfrage nach Arbeitskraft wird aus der relativen Übervölkerung auf dem Lande gedeckt. Mit ihrem Absinken erübrigt sich die Bodenreform.

So besteht Aussicht auf rasche Erhöhung des Beschäftigungsgrades wie auf allmähliche Steigerung auch der unteren Einkommen. Ist das erst erreicht, dann kann die laute und aufwendige direkte Repression durch Militär und Polizei schließlich weitgehend dem weniger wartungsbedürftigen und unauffälligeren ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis allein überlassen werden, das bisher noch nicht ausreicht.

So gesehen, erhält die neue spanische Wirtschaftspolitik ein gefährlich modernes Gesicht. Rückständig ist nur noch die Produktivkraft. Aber schon entwickeln die spanischen Europäer aus der noch rohen Urform jene „organische und repräsentative Demokratie als Vorbild für die Welt“, die der Militär Franco bereits heute in seinem Lande für errichtet hält⁶.

5 Der staatliche Industrialisierungsplan sieht von 1959—1964 eine Investition von insgesamt 189 Mrd. Peseten vor, davon allein für das INI 54 Mrd. (das sind 3,15 bzw. 0,9 Mrd. Dollar). Damit steigt der Anteil des INI an der Investitionsrate entgegen den Erwartungen und Hoffnungen westlicher Wirtschaftsexperten noch weiter an.

6 Die für diesen Artikel verwandten Unterlagen sind in der Literaturübersicht unter Spanien: Wirtschaft aufgeführt.

Erich Gerlach

Die spanische Gewerkschaftsbewegung und die Streiks im Frühjahr 1962

Streiks in einem faschistischen Land

Im April und Mai 1962 erfaßte eine Welle von Massenstreiks fast alle spanischen Provinzen. In Spanien ist der Streik ein Staatsverbrechen; er kann mit dem Tode bestraft werden, wenn man ihm die Absicht unterschiebt, das politische System ändern zu wollen. Trotzdem hat es in Spanien seit 1947 immer wieder große Streikbewegungen gegeben, während unter der faschistischen Diktatur in Deutschland und Italien absolute Kirchhofsruhe herrschte. Die Ursachen dieses interessanten Phänomens können wir an dieser Stelle nur andeuten. Die wichtigsten sind:

1. die ständig steigende materielle Verelendung des spanischen Proletariats.
2. die Inhomogenität des spanischen Faschismus. Das Franco-regime, das aus einem Bündnis von Klerus, Feudalbesitz, Armee, Falange und Bourgeoisie gegen den durch die Linke verkörperten Fortschritt schlechthin hervorgegangen ist, wird ständig durch die Interessengegensätze zwischen diesen Gruppen, die nur die gemeinsame Angst vor der Revolution verbindet, erschüttert.
3. der „Quijotismo“¹ des spanischen Volkes, eine heroische Lebensauffassung, die die Freiheit und Würde des Menschen über alles stellt² und im „Kampf für das Unmögliche“ den Sinn des Lebens sieht. Dieser „Quijotismo“ fand seinen angemessensten modernen Ausdruck in der spezifischen spanischen Form der Arbeiterbewegung, im Anarchosyndikalismus der CNT³.

1 Der Begriff leitet sich von der Hauptfigur des Cervanteschen Romanes „Don Quijote“ ab.

2 S. die republikanische Parole während des Bürgerkrieges „Lieber stehend sterben als knieend leben“.

3 Diese idealistische Orientierung schloß nicht aus, daß die CNT — die stärkste spanische Gewerkschaftsbewegung — in der Praxis undogmatisch und empirisch handelte.

Die Streiks unter dem Francoregime haben gemeinsame charakteristische Züge, die wir auch bei der großen Bewegung im vergangenen Frühjahr wiederfinden. Sie sind das Produkt der besonderen Verhältnisse, unter denen die spanische Arbeiterschaft kämpft und der in hundertjähriger geschichtlicher Praxis erworbenen schöpferischen Phantasie. Die Streiks sind weder durch illegale Organisationen noch durch die vertikalen „Gewerkschaften“ organisiert, sondern „spontane“ Reaktionen der Belegschaften. Ihre Ziele sind „unpolitisch“, rein wirtschaftlich. Es werden häufig Kampfformen angewandt, die dem Arsenal der Non-Violence-Taktik entnommen sind, aber sich im Gegensatz zu dieser an den Rahmen der Gesetzlichkeit halten. Typisch sind die Vorgänge in der Autofabrik „Pegaso“ bei Madrid im Frühjahr 1960. Die Belegschaft hatte erfahren, daß die Gehälter der leitenden Angestellten um 25 Prozent erhöht seien. Sie schickte daraufhin eine Delegation zur Direktion, die eine Lohnerhöhung als Ausgleich für die fortgefallenen Überstunden verlangen sollte. Als diese Forderung mit der Drohung, 500 überflüssige Belegschaftsangehörige zu entlassen, beantwortet wurde, beschloß die Belegschaft eine nur aus der spanischen Situation verständliche Form des Protestes. Sie verweigerte das Essen in der Werkskantine und benutzte die vom Werk für die Fahrt vom Arbeitsplatz nach Madrid gestellten Omnibusse nicht. Durch einen Massenmarsch zu den öffentlichen Verkehrsmitteln demonstrierte sie dann in der Öffentlichkeit, ohne ein Gesetz zu verletzen.

Ein anderes Beispiel, das in ganz Spanien Wiederhall fand, gaben die Arbeiter der Fabrik für Eisenbahnmateriale in Beasain bei Bilbao. Auch hier begann die Bewegung mit einer Lohnforderung als Ausgleich für die weggefallenen Überstunden. Die Direktion weigerte sich, darüber mit den „Betriebsvertrauensleuten“, einem Organ der falangistischen „Gewerkschaften“, zu verhandeln. Darauf beschloß man eine Art Hungerstreik. Kein Arbeiter sollte mittags oder abends die Fabrik verlassen, um zum Essen zu gehen. Erst spät am Abend gingen die Männer auf Zureden der Frauen, die diese Gelegenheit gleichfalls zu einer Demonstration ausnutzen, nach Hause. Als sich das gleiche am zweiten Tag wiederholte, wurde der Betrieb von der Polizei besetzt, die die Arbeiter bei Arbeitsschluß gewaltsam hinauswarf. Darauf beschloß die Belegschaft in einer Massenversammlung, Abend für Abend demonstrativ in den Straßen zu „promenieren“, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Während der Frühjahrsstreiks setzte sie sich dann endgültig durch.

Häufig ist auch das „Langsam-Arbeiten“ in „vorsichtiger Form“, d. h. man arbeitet gerade so viel wie notwendig ist, um keinen Vorwand zur Entlassung zu geben.

Die zahlreichen lokalen Aktionen dieser Art, die manchmal ganze Industriezentren stilllegten, wie in Barcelona 1951 und in Pamplona 1956, konnten solange den Bestand des

Systems nicht gefährden, wie sie nicht gleichzeitig und in einem Zeitpunkt, in dem dieses in einer Krise war, stattfanden. Eine solche Situation wurde zum ersten Mal durch die Aprilstreiks in Asturien geschaffen.

Der asturische Bergarbeiterstreik

In Asturien war zum ersten Mal in der spanischen Geschichte eine rein proletarische Revolution für eine kurze Zeit siegreich. Damals gehörte die Mehrheit der Arbeiter der sozialistischen Gewerkschaft (UGT), einer starken Minderheit der syndikalistischen CNT an. Beide Gewerkschaften hatten eine „Allianz“ geschlossen, die während des Bürgerkrieges auf ganz Spanien ausgeweitet und 1961 erneuert wurde.

Die ökonomischen Ursachen der Aprilstreiks und die politische Krise, die seine Ausdehnung und seinen Erfolg ermöglichten, sind an anderer Stelle dieses Heftes behandelt. Wir brauchen auf sie nicht einzugehen. Wie immer in revolutionären Situationen, entwickelte sich die Bewegung aus einem kleinen Anstoß. Anfang April hatten die falangistischen „Gewerkschaften“ im Bergbaugebiet von Mieres und Sama de Langreo mit den Unternehmern Normenerhöhungen vereinbart, die im Ergebnis zu Lohnkürzungen von 500 bis 600 Peseten monatlich führen mußten. Die Arbeiter beantworteten diesen Schandstreik ihrer angeblichen Vertreter mit einer Verringerung der Produktion. Als dann am 9. April in der Grube Nicolosa 7 Arbeiter wegen zu geringer Arbeitsleistung entlassen wurden, legten innerhalb weniger Tage etwa 60 000 Arbeiter in Asturien die Arbeit nieder und forderten Mindestlöhne von 145 bis 200 Peseten täglich.

Die Regierung wollte die Arbeiter einschüchtern. Sie verhängte den Ausnahmezustand, schickte Polizei und Militär in das Minengebiet. Obgleich Verhaftungen vorgenommen wurden, vermieden die Arbeiter jede Aktion, die Anlaß zu einer blutigen Unterdrückung des Streiks hätte geben können. Sie boykottierten die Gaststätten und blieben zu Hause, während die Polizei in den Straßen patrouillierte. Der Streik hatte ein ungeheures Echo und breitete sich schnell über das ganze Land aus. Weitere Zentren waren in den baskischen Provinzen, in Leon, in Aragonien, in Katalonien, in Galicien, in Sagunt, in Valencia, in Andalusien, in Linares und Cadix und im Bergbaugebiet von Pennaroya. Der Streik nahm die verschiedenartigsten Formen an, vom befristeten Solidaritätsstreik bis zur Betriebsbesetzung.

Mit der Ausweitung des Streiks erfolgte auch dessen „Politisierung“, allerdings in einer unpolitischen Maske. Man forderte neben Lohnerhöhungen das Streikrecht und das Recht, unabhängige Gewerkschaften zu gründen. Diese beiden letzteren Konzessionen kann aber das Regime nicht machen, ohne sich selbst aufzugeben.

Insgesamt beteiligten sich an dem Streik über $\frac{1}{4}$ Million Arbeiter. Sie streikten nicht gleichzeitig. Streiks wurden abgebrochen, weil die Unternehmer die Forderungen erfüllten oder auch, weil man einen langen Streik mangels einer Streikkasse nicht durchstehen konnte oder über die Bewegung anderswo nicht orientiert war. Es gab keine zentrale Information durch eine zentrale Streikleitung. Auch in Asturien sank die Zahl der Streikenden Anfang Mai beträchtlich, sie stieg aber gegen die Mitte des Monats wieder auf 35 000. Für die Asturier, die fast zwei Monate streikten, war die Sympathie der Bevölkerung eine wichtige Hilfe. Sie erhielten von den Kaufleuten Kredit und wurden von den Pfarrern materiell und moralisch unterstützt, obgleich die Arbeiter in ihrer Mehrheit alles andere als kirchenfreundlich sind.

Der Regierung lag vor allem daran, die asturische Säule aus der Streikfront herauszubrechen. Um das Gesicht zu wahren, erklärte sie sich zu Verhandlungen nach Wiederaufnahme der Arbeit bereit. Da die Arbeiter eine solche Vorleistung ablehnten, mußte sie unter dem Druck der Kohlenknappheit und der allgemeinen Unruhe schließlich nachgeben. Die verhafteten „Streikführer“ wurden freigelassen und die Löhne auf 150 Peseten täglich erhöht. 80 Prozent der Bergarbeiter sprachen sich unter diesen Bedingungen für die Wiederaufnahme der Arbeit aus. Auch in den anderen Industrien wurden von den Unternehmern Lohnerhöhungen bewilligt, allerdings gegen den Willen der Regierung, die aus politischen Gründen nur die Asturier befrieden wollte, aber generelle Lohnerhöhungen ablehnte. Damit ebnete die Streikwelle ab. Kein Streik kann ewig dauern.

Die Rolle der katholischen Kirche

Während des Streiks hatte Franco nicht die ungeteilte Unterstützung der Kirche. Aber es ist keineswegs so, wie es nach manchen Berichten scheinen konnte, daß sich die Kirche offen gegen das Regime stellte. Das tat nur der zur illegalen Opposition gehörende linke Flügel der „Christlichen Demokraten“⁴. Aber auch „Eclesia“, das Zentralorgan der „Katholischen Aktion“ (einer legalen Organisation) rechtfertigte den Streik. Das Streikrecht sei ein „Naturrecht“, wenn die „gewerkschaftlichen Organisationen“ versagten (!), wie es in Spanien der Fall sei (die „Katholische Aktion“ strebt in Spanien eigene Gewerkschaften an). Allerdings habe der Staat das Recht, einen Streik zu verbieten, wenn dieser die Wohlfahrt der Nation gefährde.

⁴ Diese Gruppe hat ihrerseits wieder einen intellektuell hochstehenden kleinen linken Flügel, der die besten revolutionären Traditionen des spanischen Proletariats, insbesondere die soziale Revolution der Syndikalisten im Jahre 1936, zum Ausgangspunkt seiner Arbeit macht.

Schärfer war die Stellungnahme der „Arbeiterbruderschaften“ der „Katholischen Aktion“. Diese verbreiteten im ganzen Lande ein Flugblatt, in dem sie nicht nur die Lohnforderungen unterstützten, sondern darüber hinaus die Zulassung von unabhängigen Gewerkschaften, das Streikrecht und eine gewisse Mitbestimmung forderten. Dieses Flugblatt wurde von der Regierung verboten. Auf Vorstellungen Francos erklärte der Kardinal-Primas von Spanien, das Flugblatt habe der kirchlichen Zensur nicht vorgelegen. Im übrigen bekannte er sich zur „Revolution“ Francos, die er schon 1936 unterstützt hatte. Aber auch er sprach sich nicht eindeutig gegen die Forderungen der Arbeiter aus.

Offenbar ist das Vertrauen der Kirche in die Stabilität des Regimes erschüttert und ein Teil des hohen Klerus befaßt sich mit den Problemen eines Systemwechsels unter für die Kirche optimalen Bedingungen. Darüber hinaus aber möchte die Kirche, indem sie sich jetzt der Arbeiterinteressen annimmt, eine Re-christianisierung des spanischen Proletariats einleiten. Ein solches Unternehmen hat heute gewisse Erfolgsmöglichkeiten. Es ist durchaus möglich, daß es beim Zusammenbruch des Franco-Regimes zum ersten Mal in der Geschichte Spaniens gelingen wird, christliche Gewerkschaften zu schaffen. Insgesamt ging die Linie des Katholizismus auf schnelle Beilegung des Streiks bei gewissen Zugeständnissen an die Arbeiter.

Wer führte die Streiks?

Die Führung des Streiks lag nicht bei den traditionellen Arbeiterorganisationen, die 1939 in die Emigration oder in den Untergrund gingen. Zwar haben diese, insbesondere die CNT, die UGT, die Sozialisten und Kommunisten in Spanien illegale Kader. Diese haben die Bewegung im Rahmen ihrer Kräfte unterstützt und ihre Erfahrung und ihr Mut haben zu deren Erfolg beigetragen. Aber keine von ihnen verfügt über einen organisatorischen Apparat und einen unmittelbaren Einfluß, der es ihr gestattet, eine Aktion im nationalen Rahmen zu führen oder gar auszulösen. Träger des Streiks war eine junge Arbeitergeneration, die den Bürgerkrieg höchstens als Kindheits Erinnerung kennt und die große Tradition der Väter im Herzen aber nicht im Kopfe hat. Unter der jüngeren Generation haben noch am ehesten Anhang die Kommunisten, jedoch mehr unter den Intellektuellen als unter den Arbeitern.

Besonders tragisch ist die Lage der CNT. Sie verfügt über die stärksten und heroischsten illegalen Kader, aber deren Angehörige sind fast alle über 40 Jahre alt. Meistens nach langer Zuchthauszeit in „bedingter Freiheit“ lebend, ist es ihnen fast unmöglich, außerhalb des engen Kreises ihrer Freunde und Familien auf die junge Generation Einfluß zu nehmen. Die Emigration aber hat den Kontakt mit der spanischen Wirklichkeit von heute verloren und muß jetzt

feststellen, daß ihr einst begeisterndes Programm in Spanien bei der Jugend keinen Widerhall findet. Die Lage der Sozialisten ist nicht besser.

Ein verhängnisvoller Riß ist in der spanischen Opposition entstanden. Eine „junge Generation“, die ohne die Stütze einer hundertjährigen Erfahrung das spanische Problem zu einfach sieht und der vor ihr stehenden Aufgabe nicht gewachsen ist, und eine „ältere Generation“, die diese Erfahrung verkörpert, aber der spanischen Praxis entfremdet ist, stehen sich beziehungslos, ja fast verfeindet gegenüber. Das hat dazu geführt, daß der große Streik über die Phase der Spontaneität nicht hinausgekommen ist und letzten Endes nur eine Steigerung des Selbstvertrauens der Arbeiter gebracht hat. Eine entscheidende Aufgabe liegt vor der Emigration. Wenn ihr ein neuer Kontakt mit dem jungen Widerstand nicht gelingt, dann besteht die Gefahr, daß altmodische Liberale wie Madariaga und Reaktionäre wie Gil Robles, jeder auf seine Weise, noch einmal die in Spanien dringend notwendigen sozialen Reformen verhindern.

Vicente Rodríguez

Zur Entwicklung der antifaschistischen Opposition

Im unmittelbaren Anschluß an den Spanischen Bürgerkrieg setzte sich die Opposition gegen das siegreiche Regime des Generals Francisco Franco fast ausschließlich aus politischen Organisationen der Linken zusammen: Die Spanische Sozialistische Arbeiter-Partei (Partido Socialista Obrero Español, PSOE), verschiedene republikanische Organisationen liberal-parlamentarischer Gesinnung, die anarchosyndikalistische Gewerkschaft, die Confederación Nacional del Trabajo (CNT), die bis 1936 völlig machtlose Kommunistische Partei Spaniens und kleinere marxistische Parteien und Gruppen, besonders aus Katalonien, die der KP ablehnend gegenüberstanden. Alle diese Organisationen haben sich während der Republik und im Bürgerkrieg aktiv politisch beteiligt. Ihr Hauptanliegen war es, den status quo

der Jahre vor 1936 wieder zu erreichen, die Legitimität der republikanischen Regierung weiter kundzutun. Ihre einzigen Waffen allerdings waren die Unterstützung durch die demokratischen Länder und Vereinbarungen untereinander.

Da aber die demokratischen Länder zunächst andere Probleme hatten und nachher, als Folge des Kalten Krieges, ein ruhiges, antikommunistisches Spanien für notwendig erachteten, verlor diese Waffe der „klassischen“ Opposition ihre Wirksamkeit. So zeigt die Widerstandsbewegung gegen Franco heute folgende — neue — Merkmale:

1. Der Bürgerkrieg wird als historisches, nicht als latentes, noch zu lösendes Problem betrachtet;
2. Besonders während der letzten fünf Jahre traten Oppositionsgruppen in Erscheinung, die zwischen Zentrum und Rechter angesiedelt sind, die aber in keinem Zusammenhang mit den aktiven Gruppen des Bürgerkrieges stehen;
3. Die Kommunistische Partei gewinnt von Tag zu Tag an Anziehungskraft, weil der Ostblock die konsequenteste Spanienpolitik betreibt. Die KP hatte während der Republik keinerlei Einfluß, bei den Wahlen von 1936 erzielte sie ganze vier Prozent der Stimmen;
4. Die Syndikate und die katholische Kirche, Hochburgen des Franquismus, spalteten sich organisatorisch auf;
5. Spanische Industrielle und Bankiers gerieten in Gegensatz zur Regierungspolitik, weil sie notgedrungen liberalkapitalistische Bestrebungen entfalteten und als Widerpart der feudalistischen Großgrundbesitzer in Erscheinung traten.

Nach dem Bürgerkrieg geschah zunächst folgendes: Die politischen Organisationen, die man als Rechte oder als Zentrum bezeichnen kann, wurden entweder von der sogenannten „Nationalen Bewegung“ aufgesogen oder verloren ihre Unabhängigkeit gegenüber der „staatstragenden“ Einheitspartei „Falange Española Tradicionalista y de las Juntas de Ofensiva Nacional Sindicalista“ (FETyJONS). Wieder andere Gruppen wie zum Beispiel der rechte Flügel der während der Republik zweitstärksten Partei, der „Confederación Española de Derechas Autónomas“ (CEDA) verloren ihre „raison d'être“ mit dem Sieg Francos und zerfielen.

Ähnlich erging es den Monarchisten. Sie waren mit der politischen, vor allem aber mit der wirtschaftlichen und sozialen Linie des neuen Regimes vollkommen einverstanden, hätten zwar lieber einen König gehabt, waren aber nicht bereit, dafür zu kämpfen. Eine starke, militärisch abgesicherte Regierung, die mit der Linken für immer Schluß machen konnte, schien ihnen wichtiger für ihre wirtschaftlichen Interessen zu sein. Der heute von Franco besoldete exilierte Prätendent Don Juan meldete sich 1936 in Salamanca, aber nur um zu erfahren, daß die Stunde der Restauration noch nicht geschlagen habe.

Franco sah sich also zunächst nur der Links-Opposition gegenüber. Durch grausame Unterdrückungsmaßnahmen beseitigte er die bedeutsameren Gruppen, PSOE und CNT, die für viele Jahre wirkungsunfähig gemacht wurden. Sie waren gezwungen, ihre Tätigkeit im Exil auszuüben, aber der zweite Weltkrieg und die Niederlage Frankreichs entzogen ihnen die Basis. So hatte Franco bis zum Ende des Krieges keinerlei ernstzunehmende Opposition gegen sich. Nur die Kommunisten brachten es noch fertig, in dieser Zeit im Inneren Widerstand zu leisten. Wie auch Franco zu propagandistischen Zwecken immer wieder behauptet hat, war die KP die einzige Opposition gegen sein Regime. So zog der Caudillo die Nutzenanwendung und stellte das Volk vor die Wahl zwischen ihm und dem „sowjetischen Terror“. Viele Spanier fingen an, das kleine und vor allem entferntere Übel zu bevorzugen: den Kommunismus.

Während Franco selbst seine Gegner auf den Kommunismus zudrängte, organisierten sich die nichtkommunistischen Oppositionsgruppen erst nach dem Kriege wieder. Der berühmte UNO-Beschluß von 1946 gab ihnen neue Hoffnung und frischen Mut. Aber der Westen enttäuschte sie abermals, wie er sie während des Bürgerkrieges enttäuscht hatte. Der aufsteigende Antikommunismus machte den Westen Franco-freundlich und so konnten die Kommunisten durch ihre sehr objektiven und wahrheitsgetreuen Radio-sendungen viel Wasser auf ihre Mühlen leiten. Die nicht-kommunistischen Parteien, alle ins Exil gezwungen und ohne jeden Kontakt mit der inneren Opposition, mußten sich auf Proklamationen beschränken und demonstrierten ihre demokratische und antikommunistische Gesinnung. Während die KP das spanische Volk mit Tatsachen, Opfern und Propaganda gewann, spielten sie Parlamentarismus im Ausland.

Nach 1945 verlor die Unterdrückung in Spanien von ihrer unverhüllten Brutalität; sie wurde heimtückischer. Auch erste Anzeichen einer Ermüdung des Regimes zeichneten sich ab. Dies begünstigte den Wiederaufbau nichtkommunistischer linksgerichteter Widerstandsgruppen. Die PSOE und ihre Gewerkschaft, die Unión General de Trabajadores (UGT, Allgemeine Arbeiter-Union) begannen mit einer neuen Organisierung der Arbeiter und Intellektuellen. An der Art ihrer Arbeit aber merkt man ihre *Distanzierung von der Exilführung*, denn sie haben inzwischen erkannt, daß der einzige Weg zu einer erfolgversprechenden Konkurrenz mit den Kommunisten über einen wirksamen Antifaschismus führt.

Die neue Rechts-Opposition

Das Monopol der Linken in der Opposition ist seit dem Beginn einer schwachen, aber doch spürbaren Liberalisierung des Regimes gebrochen worden. Es sind während

der letzten Jahre Organisationen in Erscheinung getreten, die man als im Zentrum oder rechts davon beheimatet bezeichnen kann. Aber selbst einstmals anti-republikanische Gruppen und Personen (wie Gil Robles, der „Jefe“ der CEDA und einstige Kriegsminister, sowie Dionisio Ridruejo, Francos Ex-Generalsekretär für Propaganda, Freiwilliger der „Blauen Division“ und Enttäuschter seit 1942) haben sich zur Opposition gegen die franquistische Diktatur durchgerungen oder gingen ins Exil. Liberale und christdemokratische Organisationen (mit den klassischen Flügeln „Links“, „Zentrum“ und „Rechts“) betreten heute die Bühne des Widerstandes und haben dabei den Vorteil, ihre „Opposition“ offener und wesentlich ungefährdeter zeigen zu können, vor allem, wenn sie sich kirchlicher Sympathien erfreuen.

Geburtshelfer und Amme dieser Organisationen war die ökonomisch-politische Lage Europas. Erfolge des Neo-Liberalismus, der für Deutschland und sogar Italien Geltung hat, in Spanien aber fragwürdig erscheint, haben einen wichtigen Teil der spanischen Industrie infiziert. Dieser Neo-Liberalismus wächst unter der Schirmherrschaft der europäischen Christdemokraten, denen, trotz der Worte des deutschen Ministers von Merkatz, eine weitere Liberalisierung Spaniens bis zum „idealen“ Punkt der „formalistischen Demokratie“ westeuropäischer Länder sehr lieb ist.

Die bisher behandelten Oppositionsgruppen bewahren ihre „Reinheit“, indem sie mit der Regierung und Verwaltung des heutigen Spanien nichts oder nichts mehr zu tun haben wollen. Die letzten Jahre, besonders aber die letzten unruhigen Monate haben gezeigt, daß es auch eine interne Opposition gibt, daß Regierung, Syndikate und Kirche Vertreter regimfeindlicher Tendenzen beherbergen. Innerhalb der Regierung wird die Kluft zwischen Alt-Falangisten und Angehörigen des „Opus Dei“ täglich größer. Die Bemühungen der Opus-Leute, Spanien auf einen liberaleren wirtschaftlichen Weg mit Stoßrichtung auf Europa zu dirigieren, widersprechen völlig der traditionalistischen Gesinnung der Altparteigenossen und dem Stände-Staat, den Franco — laut seiner Rede in Valencia — für die großartigste politische Leistung seit der griechischen Demokratie hält.

In der vertikalen Gewerkschaftsorganisation, ebenfalls eine „großartige Leistung“ der Falange und ihre letzte Hochburg (da das Opus Dei sie aus ihren wirtschaftlichen und kulturellen Positionen vertrieben hat), zeigt sich eine ähnliche Spaltung. Eine neue Tendenz, die beim letzten Kongreß in Madrid im Februar 1962 sehr knapp und nur mit Hilfe der Pistolen von Francos „Guardia“ überstimmt wurde, strebt nach einer Neugliederung der Syndikate, einer Trennung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern und dem Ausscheiden von Funktionären, die vom Falange-Ministerium ernannt wurden und werden. Damit aber

wäre der faschistische Charakter der Gewerkschaften be-
seitigt. Wenn sogar die höchsten Posten durch Wahlen be-
setzt würden, wäre die Falange mit einem Schlage kalt-
gestellt.

Ähnliches ereignet sich innerhalb der Katholischen Kirche.
1936 erklärten sich fast alle Bischöfe und Kardinäle Spa-
niens für die „Nationale Bewegung“ Francos. Eine Kom-
mission besuchte Franco in seinem damaligen Hauptquar-
tier zu Salamanca und bot ihm Hilfe an. Dadurch erhielt
die faschistische Bewegung kirchlichen Segen und das ge-
stärkte Prestige der „Erlöser“. Sehr häufig hat die Kirche
faschistische Massenmorde unterstützt und nachträglich
theologisch begründet und gerechtfertigt. Das Verhalten der
Kirche während der letzten großen Streikbewegung zeigt
aber, daß ein Teil des Klerus regierungsfeindlich gewor-
den ist.

Der Bischof von Bilbao erließ im kritischen Augenblick ein
Rundschreiben, das von fast allen Kanzeln der Diözese ver-
lesen wurde. Er behauptet darin die Notwendigkeit von
Arbeiter-Organisationen, um so die Rechte der Arbeiter
zu verteidigen (gewerkschaftliche Freiheit). Er wendet sich
gegen das Streikverbot, weil die Arbeiter dadurch der
wirksamen Mittel zur Verteidigung dieser Rechte beraubt
wurden.

Daß Kirchenfürsten sich gegenseitig angreifen und be-
schuldigen, daß die Regierung alle Predigten mit sozialem
Inhalt verbietet, daß hohe Funktionäre der Syndikate sich
gegenseitig mit Pistolen bedrohen, daß 80 000 Bergarbei-
ter sieben Wochen lang streiken, ohne Republik und Bür-
gerkrieg zu erwähnen — all das sind Tatsachen, die die
Schwäche des Regimes demonstrieren. Seit dem Ende des
Bürgerkrieges ist eine neue Generation herangewachsen.
Auf sie wirkt nicht mehr die Greuelpropaganda der Nach-
kriegszeit. Solange die Erinnerung an den von beiden
Seiten mit äußerster Grausamkeit geführten Krieg ausgen-
utzt werden konnte, hatte Franco einen Trumpf in der
Hand. Das hat sich geändert. Die Opposition gegen das
Regime lebt aus der Gegenwart, nicht mehr aus der Ver-
gangenheit. Der Bürgerkrieg ist nicht mehr lebendig; er
gehört, auch für den Spanier, der Geschichte an. Den
Forderungen des Volkes auf ein menschenwürdiges Dasein
kann man heute nicht mehr mit geschichtlichen Vorlesun-
gen begegnen. Das haben wiederum die Kommunisten zu-
erst erkannt, denn sie haben bereits vor fünf Jahren ihr
„Programm der Nationalen Verbrüderung“ propagiert. Die-
ser Erkenntnis schließen sich jetzt auch die anderen Opposi-
tionsgruppen der Linken, zum Beispiel die sozialistische
Gewerkschaft UGT an. Die neuen politischen Gruppen ha-
ben gerade deshalb Erfolg, weil sie nicht mit einer am
Bürgerkrieg beteiligten Organisation identifiziert werden.
Die Exil-Organisationen haben in Anbetracht ihrer Be-
siegten- und Heimatlosen-Mentalität einen schweren Stand
und drohen zu Anachronismen zu werden.

Heinz Ungreit

Bunuel und die Folgen

Zur Situation des Films in Franco-Spanien

Ein Beispiel aus jüngster Zeit kennzeichnet die Situation: Buñuels „Viridiana“. Die Entstehung dieses Films in Spanien ist so interessant wie die Mächenschaften darum später, als er in Cannes die „Goldene Palme“ errungen hatte. 1960 war Buñuel in Cannes und sprach mit spanischen Filmleuten, darunter fortschrittlichen Produzenten und Absolventen des Madrider Film-Instituts. Sie wollten den Altmeister des spanischen Films, der seit dem Machtantritt Francos nur noch in Frankreich, USA und Mexico gearbeitet hatte, dafür gewinnen, endlich wieder einen Film in Spanien zu drehen. Vor allem die jungen Filmleute des Instituts hofften dadurch in Berührung zu kommen mit einer heimatischen Kunsttradition, die ihnen vorbildlich und fortschrittlich erschien. Einer von ihnen sagte dazu kürzlich: „Wir mußten eine Brücke über das große Nichts schlagen, das die letzten 25 Jahre der spanischen Kultur bedeuten — Buñuel würde im Film diese Brücke bedeuten. Mit seinen Freunden aus den dreißiger Jahren (wie Velo, der ebenfalls nach Mexico emigrierte Regisseur des Dokumentarfilms „Torero“) gehörte Buñuel zu den wenigen echten Vorläufern, die wir hatten.“

Buñuel faßte Vertrauen zu dieser meist kurz vor oder im Bürgerkrieg geborenen Generation. „Wenn die ganze junge Generation so ist wie diese jungen Leute“, sagte er, „dann lebt Spanien noch.“ Er kam also um die Jahreswende 60/61 in das Land des Caudillo und begann im Stillen mit einigen Freunden zu arbeiten. Das Drehbuch, das er der Vorzensur einreichte, beschrieb die Geschichte einer Novize, die einen Gutshof erbt und deshalb dem Kloster entsagt, um ein Asyl für Bettler einzurichten und sich so in büßender Caritas zu üben. Das Drehbuch blieb unbeanstandet, und er konnte nun — meist in unbekanntem Dörfern um Madrid — unbekümmert drehen. Die meisten Szenen nahm er in zwei Fassungen auf, um einen milden Film für den spanischen Hausgebrauch zu machen und

einen echten, wie er ihn sich vorstellte, für den Export. Da sah man in der einen Fassung etwa einen Krüppel, der seinen kranken Arm in einen Weihwasserkessel taucht. Die Gläubigen mochten meinen, der Kranke erwarte hier Heilung. In der richtigen Fassung wird deutlich, daß er seinen Arm nur in das geweihte Wasser taucht, um die Gläubigen anzustecken. Derartig frivole Lästerung — auch wenn sie vom Standpunkt des Ausübenden noch so verständlich wird — hätte die Zensur nie geduldet. In einer anderen Szene zeigte er die Novize Viridiana an einem Betpult vor einem Kruzifix. In der echten Fassung hing neben dem Kruzifix eine Peitsche zur Selbstkasteiung.

Der Film erwies sich — auch in seiner schwächeren Variation — als eine schlüssige Abrechnung mit der „Unschuld des Betschwesterntums“, mit dem vermeintlich guten Charakter „kleiner Caritas“, die auf dem Bestehenden baut, anstatt das durch und durch unzulängliche System zu ändern. Die fromme Viridiana ist blind an der Wirklichkeit vorbeigegangen; sie glaubte, einer niedrigen Bettlermeute, die das System hervorgebracht hat, helfen zu können, aber sie löst nur falsche Instinkte in ihnen. Viridiana selbst sinkt zum Schluß auf den Status einer willfähigen Magd herab.

Der Zensor gab den Film nicht zur Vorführung in Cannes frei. Aber die Festivalleitung lud ihn von sich aus ein, um ihn in der Schlußveranstaltung außerhalb des Wettbewerbs zu zeigen. Buñuel hatte vorsorglich ein Negativ des Films nach Paris geschickt, von wo nun eine Kopie nach Cannes gelangen konnte. Entgegen der Praxis, die den Schlußfilm nicht in die Konkurrenz einbezieht, verlieh die Jury diesem eindeutig besten Film des Wettbewerbs die Goldene Palme, gleichrangig mit einem französischen Film. Der spanische Generaldirektor für Theater- und Filmwesen, Fontan, nahm den Preis persönlich entgegen, obwohl er den Film nicht einmal gesehen hatte. Als er nach Madrid zurückkam, wurde er mit sämtlichen zwanzig Mitgliedern der offiziellen spanischen Delegation entlassen. In Spanien wurde das Gebot des Totschweigens ausgegeben: weder die Auszeichnung noch der Film selbst durften mit einer Zeile erwähnt werden. Den Film, den die Welt bald als eines der bedeutendsten Kunstwerke der letzten Jahre kennenlernen sollte, gab es für Spanien einfach nicht.

Aber die jungen Leute, die den guten, ehrlichen spanischen Film wollen, lassen sich durch solche totalitären Allüren, die das schlechte Gewissen eines Systems deutlich genug verraten, nicht aus der Fassung bringen. Bekannt sind die Behinderungen, die einer der begabtesten Nachfahren Buñuels, Juan Antonio Bardem, mit seinen Filmen „Hauptstraße“, „Tod eines Radfahrers“ und „Die Rache“ erfahren hat. Jene Trilogie über das von Konventionen, kleingeistigen Riten und gesellschaftlicher Ungleichheit eingeengte

Leben hat den Zensoren viel zu schaffen gemacht. Vorübergehend wanderte der Regisseur sogar ins Gefängnis, aus dem er erst nach heftigen Protesten aus dem Ausland wieder entlassen wurde. Zwischenzeitlich fabrizierte Bardem dann doch gängige kommerzielle Ware, bis er in letzter Zeit wieder mit einer Arbeit vom Stil „Hauptstraße“ hervortrat. „Nie passiert etwas“ ist eine triste Kleinstadtgeschichte, die das Unveränderliche, Starre, ein für allemal Geregelte dieses Lebens anprangert.

Sein ehemaliger Kompagnon Berlanga, ebenfalls Absolvent des Madrider Filminstituts, hatte sich einige Jahre ganz vom Film zurückgezogen. Nach kurzer Episode beim Fernsehen fertigte er aber rechtzeitig für Venedig 1961 den Film „Setze einen armen Mann an deinen Tisch“, wieder eine Auseinandersetzung mit dem Thema Caritas der Reichen. Berlanga nahm direkt den offiziellen Werbespruch, der allweihnachtlich den Begüterten entgegenleuchtet, auf und zeigte die Falschheit solcher Bestrebungen. Die Armen nämlich stellen sich um diese Zeit lieber an den Kirchenportalen auf und betteln Geld, als daß sie sich einmal ihre leeren Bäuche vollschlagen.

In dieser Form wußte die Regierung die Aufführung in Venedig zu verhindern. 1962 nun sah man den Film unter dem Titel „El Placido“, deutlich abgemildert, in Cannes. Weite Partien sind ins Juxhafte aufgelöst, und die Armen erscheinen tatsächlich, ebenso leicht karikiert wie die spendenden Reichen, in den gutbürgerlichen Häusern. Im zweiten Teil freilich wird es bei allem Spaß ernster, als ein armer Alter ob des guten Essens und Trinkens erkrankt. Die gastgebenden Reichen haben nur eine Sorge, rasch einen Geistlichen aufzutreiben, der den Sterbenden und eine Frau, mit der er jahrelang in „wilder Ehe“ gelebt hat, kurz vor dem Ableben noch traut. Das schlimmste wäre nämlich, wenn dieser arme Teufel als sündiger Mensch in dem ehrenwerten Bürgerhaus stürbe.

Die jüngere Regiegarde des Filminstituts mußte nicht minder viele Rückschläge hinnehmen. Innerhalb des Instituts kann man ohne Behinderungen durch die Zensur experimentieren, aber sobald ein Film an die Öffentlichkeit gelangen soll, muß er die strengen Kontrollstellen passieren. Saura etwa, früher Schüler, jetzt Lehrer des Filminstituts, kam mit seinem Film „Los Golfos“, der die traurigen Lebensbedingungen in den Außenbezirken von Madrid schildert, zwar auf ein Festival, aber nicht in die spanischen Kinos. Ein weiteres Projekt, „Die Hochzeit“, nach einem Roman von Unamuno, wurde von der Zensur schon im Entwurf abgelehnt. Ähnlich erging es einer entlarvenden Version des „Cid“ von Patino.

Am ehesten Aussicht, durchzukommen, haben noch jene Filme, die sich mit der Beschreibung kleiner privater Begebenheiten begnügen. Verallgemeinerungen, Ausdehnungen ins Gesellschaftliche und Politische sind nicht erlaubt. Aber auch durch die Reihung der Einzelfälle mag eine

allgemein aufrüttelnde Wirkung erzielt werden. Als begabtester Neuerer auf diesem Gebiet gilt Marco Ferreri. In „El Pisito“ beschreibt er die Nöte eines jungen Paares, in Madrid eine Wohnung zu bekommen. Es geht schließlich nicht anders, als daß der junge Mann eine sterbenskranke alte Frau mit Zweizimmerwohnung heiratet und nach deren Tod mit seiner jungen Frau dort einzieht. In Venedig 1960 sah man von ihm noch „El Cochecito“ („Das Wägelchen“), die bittere Geschichte eines alten Mannes, der sich ein Sitzrad wünscht, um lieber unter gelähmten Freunden als in seiner Familie von Egoisten zu sein. Der Film, von erlesener Extravaganz und schwarzem Humor, bekam in Venedig den Kritikerpreis. Bezeichnend auch, daß Kafka diese jungen Autoren und Regisseure sehr inspiriert. Ferreri und der junge Schriftsteller Aszona arbeiten gegenwärtig an einer in das Spanien von heute transponierten Verfilmung des Romans „Das Schloß“.

Nun darf dieses Aufzählen der wenigen ernsthaften Bemühungen des spanischen Films nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Gros der jährlich etwa 60 bis 70 im Lande hergestellten Filme nicht nur billige staatsershaltende Unterhaltung liefert, sondern auch etliche verklärende Dramen und heroische Schnulzen direkt zu Nutz und Frommen des Franco-Regimes. Es gibt populäre Lustspiele, verquollene Melodramen und tränendrückende Musikfilme, die nicht schlechter und besser sind als Gebrauchsfilme in anderen Ländern. Neben „Wohin gehst du, Alfonso II?“ war etwa „Das letzte Lied“, ein mit schwerer Tragik beladener Sängerrinnenfilm, das erfolgreichste spanische Lichtspiel seit 1945. Darin spielt und singt die populärste Darstellerin, Sara Montiel, die zwar nicht gerade mit den besten Stimmbändern gesegnet ist, dafür aber mit dem roten Make-up ihrer Zunge die Gemüter der Zuschauer bewegt.

Schlimmer sind die offiziellen, von Staat und Kirche unterstützten Produktionen. Sie haben den Bürgerkrieg in bestem Franco-Licht zu zeigen, haben die Gefahr des Kommunismus wieder und wieder rabenschwarz an die weiße spanische Wand zu malen und als Rettung Franco und die Kirche anzubieten. Da kommen dann solche sentimentalen Knaben-Geschichten zustande wie Vajdas „Marcelino Pan y Vino“ (in Deutschland besonders gefeiert wegen abgründiger Rührseligkeit) und „El Lazarillo de Tormes“ von Cesár Fernández Ardavin, die erbauliche Erzählung vom hungernden Jungen aus dem 17. Jahrhundert, der zuerst stiehlt, dann mit einem Zirkus und schließlich einem Bußprediger herumzieht und zum Schluß ganz und gar in die Arme der Kirche findet. Ein solcher — eindeutig „zweckbestimmter“ — Film konnte 1960 in Berlin den „Goldenen Bären“ gewinnen, obwohl Kenner der spanischen Literatur feststellten, daß hier schamlos eines der großen Werke der Weltliteratur mißbraucht worden war.

Ansonsten tut man alles zur Verherrlichung des nationalen Bürgerkrieges. Der verdrehten Geschichtsfilm und verqueren Heroenschnulzen gibt es kein Ende. „Helden der Luft“ etwa macht den Versuch, die Hilfe der deutschen „Legion Condor“ abzuleugnen und eine rein spanische Luftwaffe im Bürgerkrieg zu erfinden. (Ein solcher Film wird just zur gleichen Zeit gedreht, in der Franco offiziell verlautbart, Hitler habe ihm nie direkt, sondern nur „symbolisch“ geholfen.) Andere Filme glorifizieren die stillen Heldentaten der „kleinen Männer“, die im Bürgerkrieg auf der „richtigen“ (Francos) Seite gekämpft haben. Dazu gehört Leon Klimowskys „Der Frieden beginnt nie“. Wieder andere wollen Militär- und Kadettenwesen heute attraktiv machen, zum Beispiel mit solch lustigen Spielchen wie „Der Knopf mit dem Anker“ von Miguel Lluch.

Um zu zeigen, wofür man kämpft, kann das Franco-Reich nicht goldig und der Kommunismus nicht teuflisch genug geschildert werden. Der in Berlin ausgezeichnete Cesár Fernández Ardavin revanchierte sich mit einem schlimm vereinfachten Propagandafilm gegen die DDR. „Und besiegte die Hölle“ heißt das triefende Filmchen, in dem ein Flüchtling mit dem Märtyrerschein versehen in den Osten zurückkehrt, um dort für die Freiheit der katholischen Kirche zu kämpfen.

Die Beispiele dieser Art „Filmpolitik“ ließen sich beliebig vermehren. Sie sind weit zahlreicher als die oben erwähnten Bemühungen um den guten und wahren Film, mit dem man leicht in Widerspruch zur offiziellen Gesellschaft, zum Staat und zur Religion gerät. In diesem Staat der zentralen Lenkung und hierarchischen Ordnung muß auch ein Massenmedium wie der Film unter die Botmäßigkeit der Diktatur geraten.

Zitieren wir Luis Buñuel, den bis heute zauberhaftesten und tiefgreifendsten spanischen Regisseur, der nach „Viridiana“ freilich wieder nicht mehr in seiner Heimat drehen darf: „Drehbuchautoren, Regisseure und Produzenten vermeiden es tunlichst, uns aufzuwühlen. Sie halten den wunderbaren Ausblick in die befreiende Welt der Poesie verschlossen. Es werden im Kino Geschichten vorgezogen, die in Richtung auf unser alltägliches Leben zu liegen — die zum hundertsten Male das gleiche Drama wiederkäuen, das uns hilft, die harten Stunden der täglichen Arbeit zu vergessen. Dies alles geschieht natürlich unter ständiger Überwachung durch die traditionelle Moral, die Regierenden und die internationale Zensur, durch Religion, guten Geschmack, aufbauenden Humor und andere billige Surrogate der Realität. . . . Wenn das weiße Augenlid der Leinwand sein eigenes Licht zurückwerfen würde, das Universum müßte in Flammen aufgehen. Doch für den Augenblick können wir in Frieden schlafen: Das Licht des Films erreicht uns angenehm und gedämpft.“

Das allerdings betrifft nicht nur den spanischen Film.

Lothar Knapp

Aus der spanischen Literatur der Gegenwart

Juan Antonio Payno und Alfonso Paso

Der 1941 in Madrid geborene Student der Wirtschaftswissenschaft Juan Antonio Payno erhielt für seinen Roman „El Curso“¹ den Eugenio-Nadal-Preis 1961. Eine der höchsten literarischen Würdigungen Spaniens wurde damit dem jüngsten Autor dieses Landes zuteil, der mit seinem gesellschaftskritischen, skeptisch-aggressiven Erstlingswerk sofort Aufsehen erregte. Auf dem Repertoire der spanischen Bühnen erschien in diesem Jahr ein Stück Alfonso Pasos, betitelt „El Rebelde“ (Der Rebell), das ebenfalls durch seinen offenen Angriff auf den Moralkodex der Gesellschaft aufhorchen ließ. Die Verleihung des Literaturpreises an einen nichtkonformistischen Intellektuellen auf der einen Seite, auf der anderen die Tolerierung eines herausfordernd kritischen Theaterstücks lassen Vermutungen laut werden, daß in der Kulturpolitik der spanischen Regierung liberale Strömungen die Oberhand gewonnen haben.

Von der Bühne herab und durch das Medium der Literatur dringen Ideen in die spanische Öffentlichkeit, die mit der bislang verbindlichen Gesellschaftsmoral der spanischen Rechten nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Der Erfolg dieser literarischen Neuerscheinungen scheint die Glaubwürdigkeit der geschilderten Menschen und Zustände zu verbürgen, setzt aber mehr noch das Bedürfnis voraus, ein latentes Mißverhältnis manifest werden zu lassen, das Mißverhältnis zwischen einer doktrinären Moral und der gesellschaftlichen Realität.

An der Divergenz von statischen Werten jener als reaktionär empfundenen Gesellschaftsmoral und dem uneingestandenem Brauch einer verfemten liberaleren Lebensführung entzündet sich der Dialog zwischen den Generationen, als der der Konflikt im jüngsten Drama Pasos und im Roman Paynos erscheint. Beide Schriftsteller haben zu einem Zeitpunkt, da der Anspruch der triumphierenden Bürgerkriegspartei auf Autorität und Gehorsam mehr denn je fragwürdig erscheint, die Gelegenheit genutzt, die Zweifel an der Legitimität dieses Anspruchs zu formulieren, die Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Situation mit Argumenten zu untermauern und generelle Konflikte, vorerst als individuelle Krisen, bewußtseinsreif zu machen. Es wäre freilich falsch, diesen literarischen Versuchen einer Bewußtseins- und Gewissensbilanz eine beabsichtigte

1 Deutsch: „Das Studienjahr“.

subversive oder revolutionäre Tendenz zu unterstellen. Sie beschränken sich vielmehr auf die Konstatierung der Dissonanzen und Monstrositäten in der Wirklichkeit. Sie wirken als Dokumente der Selbstrechtfertigung oder Selbstermächtigung des denkenden Individuums, das den zwangsläufigen Ausbruch aus dem Gesellschaftsbereich effektiv als Exkommunikation erfährt (Payno) oder, wie der Held Pamos, mit dem notwendig freiwilligen Exil bezahlen muß.

Der „Rebell“ Pamos ist seiner Abstammung nach ein Produkt des großbürgerlichen Madrider Milieus. Mit der Grandezza des Sprosses einer begüterten Familie verbinden sich Intelligenz und Gerechtigkeitsempfinden. Darüber hinaus verkörpert er, dramaturgisch gesehen, die menschliche Natur in ihrer moralischen Integrität, die Synthese von Natürlichkeit und Menschlichkeit im Konflikt mit der durch die Gesellschaft widernatürlich gewordenen Umwelt. Er ist unbeugsam gegenüber allen Versuchen, ihn in das Ordnungssystem der Machtinstanzen (Kirche und Familie) zu zwingen, da er beobachtet, daß die Repräsentanten der Macht (Vater und Geistlicher) nicht, wie theoretisch begründet, aus einem Impuls fürsorgender Liebe, sondern aus der Notwendigkeit der Machterhaltung subalternen Gehorsam verlangen. Der spanische Mythos des Vaters, der aus Liebe zur Familie von ihr Unterwerfung fordert, wird hier getroffen. Denn faktisch ist es ein ökonomisches Interesse, das die Autoritätsforderung des Vaters diktiert, wenn er, wie Pamo zeigt, befürchten muß, durch liberalere Gesinnung und Duldsamkeit seine wirtschaftliche Position zu gefährden. Konkret gesagt liegt der Ausgangspunkt für die dramatische Konfliktkonstellation bei Pamo auf einer intim-privaten Ebene, auf der aber die ganze Fragwürdigkeit des gesellschaftlichen Moralkodex', der auf dem väterlichen Autoritätsanspruch basiert, sichtbar wird. Es geht um die Ehe und die Beziehung der Geschlechter zueinander. Der Vater des Protagonisten verliert seinen Posten als leitender Direktor eines Großunternehmens, weil seine Schwester nach Aufhebung der Ehegemeinschaft, (die in Spanien nicht Ehescheidung bedeutet), in einer entfernten Stadt mit einem anderen Mann zusammenlebt. Die Situation wird noch dadurch kompliziert, daß gleichzeitig die Tochter des Industriellen ein Kind erwartet und sich mit ihrem jugendlichen Freund, der aus einer proletarischen Familie stammt, verheiraten will. Ihr wird kategorisch der Anspruch auf Sanktionierung jenes moralwidrigen Verhältnisses von Seiten der Familie und der Kirche abgesprochen, die die Bedingung der Jungfräulichkeit der Braut prinzipiell verteidigen. Kategoriell werden die eigentlich problematischen, beziehungsweise normalen menschlichen Verhaltensweisen (Ehescheidung und voreheliche Sexualbeziehungen) als Skandal und Sünde bezeichnet, wobei diese Begriffe wiederum ideologische Waffen zur Verteidigung des Autoritätsgedankens darstellen. Durch

die Erzeugung eines Schuldkomplexes und durch die gesellschaftliche Ächtung wird die Frau daran gehindert, das Verfügungsrecht über ihre Person zu beanspruchen.

Das Hochspielen dieses Konfliktes zu einem symptomatischen Moralphänomen trifft den neuralgischen Punkt der spanischen Gesellschaftsevolution. Der „Rebell“ Pasos ist eine Art Volksheld und Tabuzerstörer, dessen Erscheinen auf der spanischen Bühne die Rechtfertigung der Autonomiebestrebungen mündiger Bürger beabsichtigen könnte. Sein Protest gegen die Eheschließung unter dem Aspekt der klerikalen Lenkung des Familienlebens ist zugleich Protest gegen die Verketzerung der individuellen Gewissensentscheidung. Daher am Schluß die offene Herausforderung an die Autoritätsinstanzen, als der Protagonist dem Geistlichen erklärt, er werde sich von ihm nicht trauen lassen, sondern das Zusammenleben mit seiner Partnerin, d. h. das eheliche Verhältnis, primär als eine existentielle Frage betrachten, falls das Mädchen sich entschließen kann, ihm nach Guinea zu folgen.

Mit diesem Ausblick auf einen geradezu utopischen Bezirk der Gesetzesfreiheit suggeriert der Dramatiker eine Lösung, die zur völligen Autonomieforderung für das menschliche Individuum tendiert. Die Möglichkeit einer Verwirklichung dieser Forderung bleibt allerdings auf den romantisch-desparaten Lösungsversuch des einen privilegierten Helden beschränkt. Seine Entschlossenheit, die Bindungen an die Machtinstanzen, welche die Verkehrung von Moral in Herrschaftsprinzipien bewirken, aufzuheben, zielt nicht auf eine den Bestand der Gesellschaftsordnung unmitelbar gefährdende Aktion ab, sondern erscheint vielmehr als Illustration einer zwar bewundernswürdigen, aber nicht nachvollziehbaren individuellen Extravaganz, die sich in der spektakulären Wirkung erschöpft. Indem sich der Protagonist von der Gesellschaft distanzieren läßt, wird seine Kritik an ihr ungefährlich, da sie die Berechtigung der gesellschaftlichen Konventionen, bzw. deren Vernünftigkeit beim Zuschauer nicht genügend in Frage zu stellen vermag.

Die Diskrepanz zwischen den Modellwerten der Gesellschaftskonvention und der Erfahrungsbilanz des empirischen Menschen bestimmt auch die Thematik des Romans Paynos, der das studentische Milieu Madrids beleuchtet und die Mentalität von Gruppen und Individuen analysiert. Für den romanischen Menschen hat die Gruppenexistenz den Charakter der Komplettierung des Individualdaseins. In sie münden die Kanäle der Einzelschicksale auch im Roman Paynos. Die „pandillas“ (Cliques), in denen sich die Persönlichkeit der Mitglieder behaupten und zugleich ausprägen muß, bilden sich zunächst zufällig, in Bars, Restaurants oder Hörsälen. Sie sind nach außen hin offen, aber in ihrem Kern selektiv. Um einen der playboys, mit Namen Fry, formiert sich eine ständig in Bewegung befindliche Partygruppe, die eine Zeitlang unter den Einfluß

der Intellektuellen (Dario) gerät, von denen das Projekt einer Clubgründung ausgeht. Der Club soll der Allgemeinbildung, politischen, naturwissenschaftlichen und kulturellen Information und der menschlichen Orientierung auch anderer Studenten dienen. Mit diesen beiden Gruppenkategorien ist das Spannungsfeld der meinungsbildenden Kräfte bezeichnet. Zwischen beiden Polen spielt sich das Leben der handelnden Personen des Romans ab.

Die Schwierigkeiten der studentischen Existenz erwachsen aber paradoxerweise aus der relativen Freizügigkeit, die dem einzelnen in bezug auf seine Lebensweise gegeben ist. Sie wird beschränkt von der ökonomischen Bedürftigkeit der meisten und den ideologischen Schranken der etablierten Gesellschaft. Die junge Generation hat keine Vorbilder, Lehrer oder Freunde, sondern kennt nur Väter, Professoren und Gönner, deren Lebensmaximen von der pragmatischen Klugheit und Kompromißbereitschaft geprägt wurden. Deshalb erscheint auch den meisten jungen Spaniern, wie den Freunden Frys, der Gebrauch der potentiellen Freiheit zur Erreichung neuer Freiheiten verheißender Ausgangspunkte als eine donquijoteske Torheit. Das Clubprojekt Darios, das — von denen, „die mit dem Kopf denken“ — zur Orientierung auf aktuelle, vielleicht revolutionäre gesellschaftliche Aufgaben konzipiert war, findet keine Resonanz bei den „hübschen Kindern der Castellana“ (einem Vergnügungszentrum der Madrider Jugend) und so werden die Intellektuellen der Gruppe immer mehr an die Peripherie gedrängt, von der Gemeinschaft und ihren von der Gesellschaft sanktionierten Glücksmöglichkeiten (Erfolg und Liebe) ausgeschlossen. Statt einer geistigen Gruppensolidarität formt sich eine Herdenmentalität, deren Postulate Anhänglichkeit und Partizipation heißen. Der Leerlauf, die stereotype Wiederholung aller Lebensakte, von den Examenspsychosen bis zu dem ewigen Spiel mit dem Sexus, verbrauchen die Energien, lähmen den Willen zu gesellschaftlichen Veränderungen. In ihrer satirischen Schärfe und Bitterkeit legen die folgenden Tagebuchnotizen Darios Zeugnis ab von dem depressiven Zustand des jungen Intellektuellen.

„Manchmal denke ich an die Zukunft, die uns erwartet. Wenn man bedenkt, daß es Fry und seine Freunde sind . . . , die in einigen Jahren die oberste Schicht der spanischen Gesellschaft bilden werden! Die Söhne der Großindustriellen, Bankiers und Politiker . . . Und sie sind um so dümmere, je einflußreicher der Vater ist. Und sie sind es, die für die höheren Laufbahnen studieren: mithin die, welche die Schlüsselstellungen der Gesellschaft und der Nation einzunehmen haben. Wohin werden wir steuern?

Man hat ihnen die Flügel ihres Lebens beschnitten und sie verstehen nicht mehr sich zu bewegen. Man hat sie ihnen beschnitten, damit sie nicht vom Wege abirren. Und, was hat man erreicht? Nein, man hat sie nicht zu Sündern erzogen. Bewahre! Man hat Laue gemacht, was viel schlim-

mer ist. Leute, die keine Überzeugungen irgendwelcher Art haben. Sie haben die angenommen, die man ihnen gab..."

Diese bitteren Zeilen verraten den Pessimismus in den einsamen Stunden der Reflexion, in ihnen spricht aber dennoch unüberhörbar die Kritik, das Bewußtsein von der Fatalität jenes gesellschaftlichen Zustands, das den Impuls erzeugt, nach den Ursachen der konformistischen Verhaltensweisen, nach ihren existentiellen Motiven zu forschen.

Payno erkennt, daß die Gruppen die ihnen Zugehörigen in ihren Lebensgewohnheiten binden, sie zur Teilnahme in determinierten Formen an Akten verpflichten, die eine maximale Verallgemeinerung zulassen und auf diese Weise das Gefühl der menschlichen Intimität extensivieren. In diese Solidaritätskörper flüchten die einzelnen vor den individuellen Gefahren oder Katastrophen, wie Examenfehlschlägen und sentimental Krisen. Die Gruppenatmosphäre neutralisiert die Konflikte und gleicht deren psychoseähnlichen Schockwirkungen aus, aber, was entscheidend ist, sie bewirkt zugleich in den kritischsten Momenten der Persönlichkeitsentwicklung die Preisgabe der individuellen Reaktionen und die Anerkennung des allgemeinen Erfahrungsmodells, die zum Konformismus führen. Und Payno gelangt schließlich zu der Schlußfolgerung: die Freunde und alle, die er sonst in Bars, Versammlungen und Hörsälen beobachtet, sind im Grunde mit ihrer Daseinsweise unzufrieden. Sie würden anders handeln und anders sein, wenn sie die Legitimität ihrer Zweifel an der Werthaftigkeit ihrer Gewohnheiten und Meinungen bejahen könnten und überhaupt zur Erkenntnis ihrer Veränderungsbedürftigkeit gelangten. Man hört überall Kritik, an den Verhältnissen in Spanien, an der Familie, an der Politik. Aber die Kritik überzeugt nicht, weil ihr selbst die Überzeugtheit und der Wille zur praktischen Verwirklichung ihrer Postulate fehlt. Das Modell der funktionierenden Gesellschaft im ganzen bietet schließlich mehr Chancen und Sicherheiten als die Suche nach neuen gesellschaftlichen Organisationsformen. Politische Zielsetzungen über das Maß jeweils variiert Wunschvorstellungen hinaus werden nicht ernsthaft diskutiert, weil der Drang zur politischen Meinungsbildung nicht dem Stil der eigentlich werthaltigen gesellschaftlichen Betätigungen entspricht.

„Die Politik“, so äußert eine der Romanfiguren Paynos, „ist seit langem² ein Spiel der Leidenschaften geworden. Die Leidenschaften blenden die Vernunft. Man stellt die Ideale vor die Realitäten. Den größten Teil der politischen Probleme könnte man durch Wirtschafts- oder Sozialtechnik lösen... Der Kampf der Ideen verzögert nur das praktische Handeln.“

2 Gemeint ist seit dem Bürgerkrieg.

Die Einstellung Paynos zur politischen Frage kommt hier wohl nicht direkt zum Ausdruck. Überhaupt bleibt die Rolle und Funktion der Politik im Prozeß der gesellschaftlichen Veränderungen in seinem Roman unkonzipiert. Dennoch erkennt man unschwer, daß der Autor an den politischen Aspekten seiner Gesellschaftskritik sehr wenig interessiert ist (oder sein darf) und die Nutzung der politischen Möglichkeiten und Mittel zur Realisierung jener Ziele gar nicht als Voraussetzungen in Betracht zieht. Sein Roman endet mit der Resignation des jungen Intellektuellen Dario, in der depressiven Illusionslosigkeit, die um so größer ist, als auch die Bindung an die weibliche Idealgestalt (Isabell) neben der an die Gruppe unerfüllt bleibt.

Kurzrezensionen

Günter W. Lorenz: *Federico García Lorca*. (Stahlberg, Karlsruhe 1961, 306 S., 8 Bildtafeln, DM 18,50). — Dies ist die Lebensgeschichte des spanischen Dichters García Lorca, der am 19. August 1936 von einem faschistischen Erschießungspeloton in Andalusien ermordet wurde. „Daß Mord auch dann noch Mord genannt werden muß, wenn die Mörder, längst salonfähig gemacht, den Eindruck von biedereren Ehrenmännern erwecken“ — dies macht das vorliegende Werk von G. W. Lorenz zu einem politischen Buch, denn Lorenz erhellt nicht allein die vom Franco-Regime bewußt verdunkelten Umstände des Mordes an Lorca, er zeigt auch noch auf, wie die Verhältnisse in Spanien waren — und zum Teil noch sind —, die Franco und seine Freunde durch den Bürgerkrieg zu stabilisieren versuchten. Lorenz arbeitet klar die gesellschaftlichen Umstände heraus, unter denen Lorca, vom brechtischen Engagement so entfernt wie vom lyrischen Bleifigurengießen im elfenbeinernen Pavillion, seine Gedichte und Theaterstücke schuf. Verdienstvoll Lorenz' Rettung der Lorca'schen Stücke vor dem Zugriff der gegenaufklärerischen Literaturinterpretation, die dem Weben chthonischer Urmütter zuschreibt, was nur die Spiegelung gefrorener Verhältnisse gesellschaftlicher Verrottung ist.

Das Buch ist dringend zu empfehlen. Christian Riechers

Ehe — heute und morgen. 22 Beiträge deutscher Schriftsteller, herausgegeben von Egbert Hoehl. (Rütten & Loening-Verlag, Hamburg 1962, 288 S., DM 11,80). — Der Herausgeber schreibt in seinem Nachwort: „Diese Anthologie basiert auf dem Grundsatz der Meinungsfreiheit“. So fand mancher Unsinn Aufnahme. Die einzelnen qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträge unterscheiden sich auch der Form nach: als Erzählung, Brief und wissenschaftliche Abhandlung, wobei die letztere wegen ihrer aufklärerischen Tendenz zu bevorzugen ist. Gut die Beiträge von Heinz Ungureit, Egbert Hoehl, Gerhard Partele. Sie beleuchten, welche Rolle die Ehe als Institution für Staat und Kirche spielt; ferner die Konflikte, in die Menschen geraten auf Grund zweckbedingter Moral, auf Grund des Verlangens nach Gemeinsamkeit und Freiheit zugleich und ihrer Hilflosigkeit, diese Gegensätze zu einer guten Synthese zu führen. Ziemlich öde und nicht sehr originell der Defaitismus, ja Nihilismus mancher Artikel, in denen die Zerstörung gefeiert wird, oder aber das Sehnen nach früheren Zeiten, die angeblich kein Eheproblem kannten, — natürlich auf Kosten der Frau. Inge Benesch

Józef M r o s z c z a k : *Polnische Plakatkunst*. (Econ-Verlag GmbH, Wien - Düsseldorf, 166 S., 404 Abbildungen. Format 25,5 x 29,5 cm. Ganzleinen DM 58,—). — Menschen, die nie in

ihrem Leben eine Kunstausstellung besucht haben, schauen sich Plakate an und lernen eine ausgewogene Bildkomposition und eine kraftvolle Farbgestaltung schätzen. Die vorliegende Neuerscheinung aus der stattlichen Reihe der anspruchsvollen Econ-Bände zeigt uns, wie diese ästhetisch-erzieherische Mission in Polen erfüllt wird. Die polnische Gebrauchsgraphik und vor allem die Plakatkunst nimmt eine einzigartige Stellung in der Welt ein. Sie wurde uns bisher leider nur in vereinzelt Ausstellungen nahegebracht. Dieser Band gibt uns einen instruktiven Überblick über ein halbes Jahrhundert polnischer Plakatkunst, wobei es das besondere Anliegen des Autors ist, zu zeigen, wie durch das Plakat in Polen jedermann mit der bildenden Kunst in Berührung kommt. Neben der Auswahl aus dem Schaffen bedeutender Graphiker sind interessante Aufnahmen von Anschlagssäulen und -wänden eingeschaltet. Den Forderungen des Inhalts wird die Ausstattung dieses Bandes in jeder Weise gerecht. Die typographische Gestaltung ist ebenso beachtenswert wie die farbigen Reproduktionen.

Egon Koschel

W. Bitter (Hrsg.), *Krisis und Zukunft der Frau*. (Klett Stuttgart 1962. 314 S. Ln. DM 19,80). — Das Buch enthält 17 Vorträge und Diskussionsbeiträge, die meisten von Psychotherapeuten und Theologen. Fast durchgängig wird von diesen Psychotherapeuten mit den Jung'schen Archetypen „Anima“ und „Animus“ operiert. Anima soll weibliche Strebungen in der Psyche des Mannes und Animus männliche Strebungen in der Psyche der Frau bezeichnen. Was aber männlich und weiblich ist, wird von einer „allgemein gültigen Auffassung“ (S. 52) übernommen. So gelingt es, die klassischen Klischees von männlichen und weiblichen Eigenschaften ungestört festzuhalten: findet man Intelligenz auch bei einer Frau, dann ist das Ausdruck ihrer „männlichen Seite“. Als unzuverlässig wird der alte Weg beklagt, ein richtiger Mann zu werden, indem man ins Unbewußte abdrängt, was nicht zum gängigen Bild paßt. Das führt zu peinlichen Entgleisungen. Die unbewußte weibliche Seite kann „sich auf eigene Faust Verwirklichung suchen“, etwa durch „Sentimentalität am falschen Platz“ oder „falsche Nachgiebigkeit“ (S. 54). Genauso kann bei der Frau der unbewußt gelassene Animus die Entfaltung der Weiblichkeit stören; das Ergebnis ist dann: „die Frau, die das Schwert der Macht schwingt (sei es in Beruf oder Ehe), die gewaltig Diskutierende, die erotisch Aggressive“ (S. 73). Auf daß die Individuen nicht auf solche Weise aus der Rolle fallen und ungestört von Animus und Anima die ihnen jeweils vorgeschriebene Männlichkeit und Weiblichkeit entwickeln, sollen sie nicht mehr auf die unzuverlässige Verdrängung vertrauen. Statt dessen sollen sie über die widerstrebenden Regungen bewußt verfügen und sie in Regie nehmen, auch die eine oder andere zur Ergänzung der männlichen oder weiblichen Persönlichkeit zulassen. Das soll dann eine

Männlichkeit ergeben, die „gerade durch das Mitklingen eines weiblichen Untertons gesteigert erscheint“ (S. 54). Andererseits soll Geist auch bei der Frau sich zeigen dürfen, aber dann hat es ein „lebensbezogener“ zu sein, der sich bewähren muß „im Schaffen jenes unverlierbaren Heimatglanzes von Mensch zu Mensch“ (S. 50). Empfohlen werden daher den Frauen „weibliche Berufe“ (S. 26).

Klaus Schröter

Heinrich Hannover, *Politische Diffamierung der Opposition im freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat*. Mit einem Vorwort von Gustav W. Heinemann, MdB. (Verlag Pläne, Dortmund-Barop, 160 S. brosch.) — Die verfassungstreue Opposition, im Grundgesetz als integrierender Bestandteil der demokratischen Legitimation der Bundesrepublik verankert und vom Bundesverfassungsgericht im KPD-Urteil zusätzlich als unerläßliche Voraussetzung der politischen Gestaltung unseres Rechtsstaates apostrophiert, sieht sich dennoch heute in der Ausübung ihrer verfassungsmäßig garantierten Funktionen wie überhaupt in ihrer Existenz gefährdet. Verleumderisch der verfassungsfeindlichen Opposition gleichgesetzt oder als deren Partner diskriminiert, steht sie inzwischen am öffentlichen Schandpfahl. Der Bundesregierung nahestehende, in Wahrheit jedoch verfassungsmißbrauchende Gruppen beherrschen die innenpolitische Auseinandersetzung und bestimmen Inhalt und Umfang dessen, was noch gedacht, ausgesprochen und erstrebt werden darf. Das politische Strafrecht selbst fährt eingleisig, irregeleitet durch die fortgeschrittene Auflösung des Prinzips der Gleichberechtigung von Regierung und Opposition. Objektiv sind die Zustände, die das Buch analysiert, fast schon überholt; für die Warnung Hannovers — die Diffamierung der Opposition könnte sich eines Tages in ein Verbot jeder Opposition ausgedehnt haben — deutet sich inzwischen ein geschichtemachendes Beispiel an: das Vorgehen der Bundesregierung gegen den „Spiegel“. Wir halten die Analyse deshalb für einen wichtigen Beitrag zum Selbstverständnis der Opposition. Lindau

Paul Tillich, *Christentum und soziale Gestaltung*. Frühe Schriften zum Religiösen Sozialismus. Ges. Werke, Bd. II; (Evangelisches Verlagswerk Stuttgart, 1962, 380 S., DM 30,50). — Es ist schön, daß der Verlag und Tillich selber nicht jenem Zug der Zeit gefolgt sind, engagierte Schriften „von früher“ zu unterschlagen. Tillichs Engagement hat an Aktualität nichts eingebüßt. So wenig Leser Tillichs politisch-soziologisches Hauptwerk aus der Weimarer Zeit, „Die sozialistische Entscheidung“, damals und seither gefunden hat (das Buch erschien kurz vor Hitlers Machtergreifung, nach der es sofort verboten wurde), so aktuell sind seine Analysen der inneren Antinomien des Bürgertums, der politischen Romantik und des Sozialismus. Sein aus der Weimarer Krise entsprungener Versuch, zu vermitteln zwischen der selbst-

zerstörerischen faschistischen Rechten und der sich isolierenden und im Schematismus erstarrenden kommunistischen Linken liest sich wie zugemünzt aufs analog gespaltene Deutschland, in dem sich das verheerende Schicksal von „damals“ zu wiederholen anschickt. — Neben weiteren Schriften enthält der Sammelband die Abhandlung über „Das Problem der Macht“, die jedem Historiker als Pflichtlektüre empfohlen werden müßte. — Es wäre sehr dankenswert, wenn der Verlag sich dazu entschließen könnte, die genannten Schriften auch noch als Paperback erschwinglich herauszubringen. Größte Verbreitung möchte man ihnen jedenfalls wünschen.

W. F. H.

Gerhard Schoenberner (Hrsg.), *Wir haben es gesehen*. Augenzeugenberichte über Terror und Judenverfolgung im Dritten Reich. (Rütten-&-Loening-Verlag, Hamburg, 1962. 430 Seiten, DM 12,80). — Nach den Bilddokumenten, die Schoenberner unter dem Titel „Der Gelbe Stern“ herausgegeben hat, hier ein Lesebuch der Verfolgung. Mehr als in den kühnsten Texten der literarischen Avantgarde wird hier an der Grenze der Sprache gesprochen. „Sie haben es gesehen“, — aber dafür gibt es eigentlich keine Sprache mehr. Das gilt für die Zeugnisse der Mörder wie der Gejagten und Ermordeten. Sie reden weiter, als könne man es noch sagen. Verstummen wäre Einverständnis. Aber auch „es zu sagen“ droht, was nicht sein darf, zu bestätigen. Was Literatur nicht kann, diese Dokumente leisten es. Paradoxerweise sagen sie „es“ gerade da, wo ihr Scheitern und sprachliche Zerstörung in ihnen manifest wird. — Die meisten Deutschen wollen nicht wahrhaben, was diese Dokumente bezeugen. Daraus spricht nicht nur die Verstocktheit von Mittätern: es ist fast menschenunmöglich, das Entsetzliche wahrzuhaben. Und doch ist es, 17 Jahre nach dem Ende, immer noch die wichtigste Erkenntnisaufgabe. Schoenberners Dokumentation vermag entscheidend dabei zu helfen.

W. F. H.

Hans-Jochen Gamm, *Der braune Kult*. — Das Dritte Reich und seine Ersatzreligion. (Rütten-&-Loening-Verlag, Hamburg, 1962, 224 S. mit ca. 40 Abb. u. Faksimile, Paperback DM 10,80). Besonders wertvoll wird das Buch durch die vielen Belege, die es ausführlich bringt (vor allem NS-Lieder und Schulungstexte). Während der Verfasser die Psychotechnik des nazistischen Gemeinschaftskults klar beschreibt und auch auf die katholischen Einflüsse hinweist (S. 159: „Aus der katholischen Kirche zog Hitler die Anregungen für den eigenen Kult. Das läßt sich an einzelnen Zügen beweisen.“), zeigen sich die Grenzen seiner Position, wo es um die Analyse der Bedingungen für die Wirkungsmöglichkeit der nationalsozialistischen Heilslehre geht. Wenn Hitler als der geniale Virtuose auf der Massenseele spielend gezeigt wird, mischt sich in den Abscheu des Bürgerlichen vor solchen Praktiken eine Spur von Faszination. Das Selbstzerstörerische der „Bewegung“ kommt deutlich

zum Ausdruck. Zu kurz kommt in der Darstellung der Zynismus der „Führer“. Und daß das Zerrbild einer von den Deutschen der heillosen Weimarer Zeit verzweifelt ersehnten „Heilung“ der Gesellschaft u. a. im Interesse und mit dem Geld solcher Mächte der Gesellschaft errichtet wurde, die vor einer echten Revolution hätten weichen müssen und der falschen ihre mächtigere Fortexistenz bis heute verdanken, das sollte der Analyse von Hans-Jochen Gamm hinzugefügt werden, damit keine selber dämonisierende Satanologie daraus wird. — Das Buch verdient ein genaues Studium. Man wird viele Hinweise zum Verständnis heutiger „Heimat“- und Ostpolitik erhalten, mehr als einem lieb ist. Gamm (S. 63): „Man muß jedenfalls damit rechnen, daß die verdrängten Gehalte wiederkehren und in anderen Formen ausbrechen“.

W. F. H.

Trumbo Dalton, *Süß und ehrenvoll* . . . (Johnny got his gun). — Rütten & Loening, Hamburg, 1962. Ln. 240 S. DM 16,80. — ist die Geschichte eines Soldaten, der im Krieg verstümmelt wurde, daß er „so tot ist, wie man gerade sein kann ohne zu sterben . . .“ Ihm fehlen alle Gliedmaßen, Ohren, Augen, Nase, Mund. Was diesen Rumpf mit Bewußtsein, der sonderbarerweise das Leben und die Menschen liebt, am Menschsein hindert, ist das Vermögen sich mitzuteilen. Er lernt es nach einigen Jahren, aber dann lassen sie ihn nicht zurück. Sie lassen ihn nicht sagen, daß man auch als Krüppel Lust hat zu leben; er darf die Übriggebliebenen nicht gegen den Krieg mobilisieren. Sie (es sind überhaupt immer „sie“, die Herrschenden kann man nicht mehr benennen und ihre Macht nicht mehr definieren) — sie lassen den potentiellen Menschen allein mit seinem Bewußtsein, von dem niemand wissen soll und seinen Erinnerungen, die keinen Bezug mehr haben dürfen, ein endgültig zur Verwesung verurteiltes Stück Fleisch, auf das sie einen Kriegsteilnehmerorden aufgesteckt haben. Dalton Trumbo, der die Warnung aussprach, saß dafür unter McCarthy im Gefängnis.

Reimut Reiche